

Carl Mayer's Kunst-Anstalt Nbg

MONTBLANC.

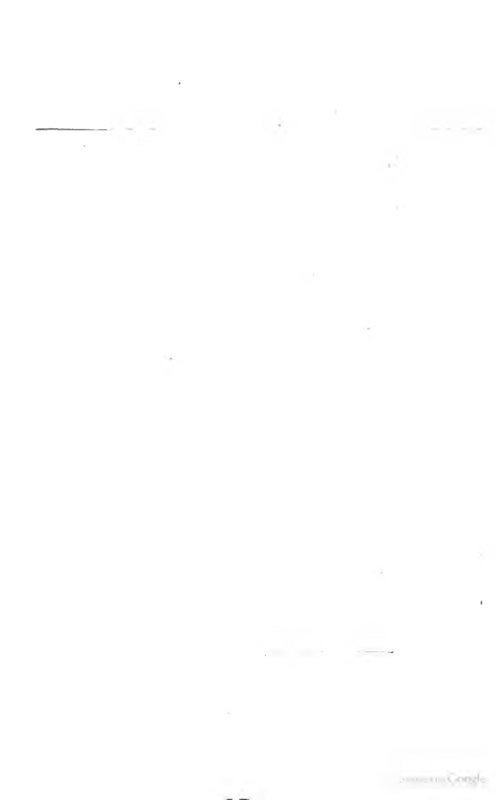
Verlag der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung in Landshut

# Bilder und Erzählungen

aus

[illegible]

(Verlag von I. G. Wölfle.)
Krüll'sche Universitäts-Buchhandlung.



# Bilder und Erzählungen

aus

dem Gebiete der Geschichte und Geographie, der Länder- und Völkerkunde,

gesammelt und bearbeitet

zur Unterhaltung und Belehrung der reiferen Jugend

von

**M. Lipold.**

---

Erstes Bändchen.

Mit einem Titelkupfer.

---

Landshut, 1852.
(Verlag von I. G. Wölfle.)
Krüll'sche Universitäts-Buchhandlung.

# Vorwort.

Vorliegende Sammlung und Bearbeitung von „Bildern und Erzählungen" hat zum Zwecke, der Jugend einzelne Werke zugänglich zu machen, die ihr sonst mehr oder minder verschlossen bleiben würden oder sollten. Wer weiß nicht, wie reich unsere Literatur an Werken ist, die in sachlicher oder sprachlicher Beziehung von der reiferen Jugend gelesen zu werden verdienten, deren Inhalt nicht nur Gedächtniß und Verstand bereichern, sondern auch das jugendliche Gemüth auf die angenehmste

Weise zu fesseln vermögen, ohne es mit romanhaften Phantastereien anzufüllen und auf Kosten der ernsten Studien übermäßig zu zerstreuen. Aber sie sind theils zu umfangreich und zu weitläufig, um von derselben mit Nutzen und gutem Willen gelesen zu werden, theils wieder zu kostspielig, um angeschafft werden zu können, theils bergen sie bei allem sonst wissenschaftlichen Werthe einen Inhalt, der das sittliche und religiöse Gefühl des jungen Lesers beleidigen muß.

Wir haben nun aus Werken, die uns eben zu Gebote standen und in Bezug auf Inhalt und Sprache einen anerkannten Werth haben, Auszüge gemacht, diese dem Zwecke entsprechend entweder selbstständig bearbeitet, oder haben uns nur einige wenige zweckdienliche Abänderungen und Auslassungen der anstößigen Stellen erlaubt.

Auch haben wir Anmerkungen beigefügt, um dem jungen Leser die für ihn etwa fremdartigen Ausdrücke und Gegenstände zu erklären und ihn mit den vorkommenden aber nur angedeuteten

historischen Fakten näher bekannt oder wenigstens darauf aufmerksam zu machen.

Die Werke, welche in diesem Bändchen, einstweilen das erste, benützt wurden, sind: Hammer's Geschichte der Osmanen, die „Reisefragmente aus Süd und Nord" von L. v. H., Zeise's Reiseblätter aus dem Norden, Johann von Müller's Geschichte der Schweiz, Lundblad's Karl der Zwölfte von Schweden und einige andere.

Der Verfasser.

# Inhaltsverzeichniß.

# I.

# Constantinopel.



# Bilder aus Constantinopel.

Die Fluthen des schwarzen Meeres haben ihren Lauf vollbracht, sie brechen sich an dem dreieckigen Vorsprunge der östlichen Spitze Europa's, um in der Propontis[1] und im Horn der Byzantiner, dem stolzesten Hafen der Welt, sich zu vertheilen. Da liegt es nun vor uns das prächtige Stambul mit seinen glänzenden Kirchen und dem fabelhaften Leanderfelsen[2] und seinem in dichtes Gebüsch gehüllten kühnen Blicken unzugänglichen Serai,[3] um das sich die von Schiffsmasten strotzenden Gewässer des goldenen Hornes[4] herumziehen. — Bild der menschlichen Macht, so groß und herrlich von außen, so klein und arm von innen, gleicht es seiner italischen Mutter Rom an Hügelzahl und Verfall. Constantinopel ist nicht eine Stadt, sie ist aus drei großen Städten zusammengesetzt, und dies ist eben ihre Schönheit, die jede Vergleichung ablehnt. Die große Stadt Constantinopel, umringt von Mauern, ist getrennt von den Vorstädten Pera und Galata durch den Hafen, über welchen eine lange hölzerne Brücke führt, da wo die größeren Schiffe nicht mehr ankern. Als die Kaiser das alte Rom verließen und Constantin diese Stadt baute, mußte Griechenland und selbst Rom die schönsten Bildsäulen, die euxinischen Wälder das Holz, der Proconnesus[5]

den Marmor liefern; allein Erdbeben und vierundzwanzig Belagerungen haben die Werke der ausgezeichnetsten Künstler, des Phidias und Lysippus, nebst den meisten alten Resten zerstört, so daß keine alte Stadt ärmer an Antiquitäten ist, als Constantinopel. Wie bezaubernd schön aber der Anblick der Stadt vom Hafen aus ist, so erbärmlich elend ist das Innere derselben, und der Schmutz der engen Gassen, besonders an den Landungsplätzen, ist so arg, daß man oft buchstäblich darin stecken bleibt. — Als ich meine ersten Gänge in diesem Labyrinth antrat, welches in den ersten acht Tagen ohne Dolmetscher nicht zu wagen ist, machte ich mehrere Erfahrungen über den Fanatismus der Bevölkerung, die sich hierin beinahe vor allen übrigen des Orients auszeichnet. Ich stand bewundernd vor der Moschee des Sultans Achmeds, gewiß die schönst gelegene der Stadt, als eine jener goldenen Karossen angepoltert kam, die so mühsam über das schreckliche Pflaster rollen. Zwei Diener in uniformähnlicher Livree legten eine kleine Leiter an die Kutschenöffnung, aus welcher eine Dame herabstieg, ihre weiten Kleider zusammenraffte und in ihrer doppelten, gelben Beschuhung mühsam gegen das Portal der Moschee sich hinbewegte. Da ich gerade nichts Besseres zu thun wußte, so folgte ich ihr. Wie ich aber auch über die verbotene Kirchenschranke folgen will, da brachen mehrere Weiber, wahre Eumenidengestalten, aus allen Enden des Vorhofes auf mich hervor, und besonders eine rief mir zu: „Werde erst ein Türke, wasche deine Füße, und dann geh' hinein!" Ich war nicht wenig überrascht von dem gastlichen Empfange und zog mich mit meinem etwas verblüfften Führer fechtend zurück. Die Lection leistete mir gute Dienste, und ich hütete mich in der Folge, Damen nachzugehen; denn in diesem Punkte verstehen die Türken

keinen Spaß. Einer fränkischen Dame, die sich, natürlich unverschleiert, von einem Manne am Arme führen ließ, spuckten diese Megären in's Gesicht, und eine andere, welche mit grünem Schleier, der Farbe des Propheten, sich sehen ließ, wurde hart insultirt. — Es hatte wenig gefehlt, daß kurz vor meinem Eintreffen vier junge englische Offiziere mit dem Leben ihren vorwitzigen Frevel büßten, mit welchem sie sich über jenes strenge, unerbittliche Gesetz wegsetzten, das nach Umständen selbst den vorwitzigen Blick mit dem Tode bestraft, geschweige denn, wenn sich der Fremde den Versuch beikommen ließe, die Schwelle eines Frauengemaches zu überschreiten. Auf solch' tollkühnem Versuche ertappt, wurden die vier Offiziere ohne Weiteres festgenommen und nach dem Bagno* gebracht. Glücklicher Weise begegnen sie unterwegs einem Bekannten und rufen ihm zu, was geschehen. Der englische Generalkonsul und der Capitän der Fregatte verwenden sich auf das Wärmste und Nachdrücklichste für sie. — Vergebens. — Der allmächtige Minister Chosrew-Pascha erklärt, daß allein in diesem Punkte er durchaus nicht einschreiten könnte, und daß mit Sonnenuntergang die Offiziere vermuthlich gehangen sein werden. Der Capitän erwidert, daß, wenn sie bis Mittag nicht zu ihm an Bord kommen, er das Arsenal in Grund schießen werde. In großer Spannung erwartet er die Antwort, die nicht kommt. Nun setzt er die Boote aus, läßt seine Fregatte hinauf in den Hafen vor die Admiralität bugsiren, legt sich quer vor ihr über, läßt die Kanonen laden und die Artilleristen mit brennenden Lunten dabeistehen. Dreißig Kanonen, auf einen Fleck gerichtet, sind immer eine überzeugende Nothwendigkeit. Der Kommandant des Arsenals, Kapudan Pascha, verliert den Kopf und giebt die Offiziere aus dem Bagno frei.

Die Bazars, oder vielmehr Besestans, da Bazar offener Markt heißt, sind große Vierecke, von langen sich überall kreuzenden Straßen durchschnitten, die stets wieder in einander laufen. Diese Galerien oder Passagen sind mit gewölbtem Dache versehen und empfangen ihr Licht durch Fenster von oben. Der Reichthum der hier aufgespeicherten Gegenstände ist nicht so groß, als man ihn zu schildern pflegt, und manche kleine europäische Stadt hat eine weit glänzendere Auslegung von Waaren. Die wahren Kostbarkeiten des Orients verkaufen sich mehr im Privatverkehr und die theuren Shawls von Angora und Caschmir, die Diamanten von Golconda, die Perlen von Bahreia, die prächtigen Goldstickereien der kunstsinnigen Armenierinnen findet man nicht auf den Bazars. Die Verkäufer dieser Märkte sind die gefälligsten in der Welt. Signor, Signor, schallt es aus allen Buden dem Franken entgegen, und man darf nur an eine derselben treten, um mit Blitzesschnelle eine Unzahl der köstlichsten Gegenstände und Stoffe vor sich ausgebreitet zn sehen, ohne je ein Wort der Unzufriedenheit zu hören, wenn man, ohne zu kaufen, sie wieder verläßt. Die Einrichtung ist sinnreich und zweckmäßig. Der Kaufmann sitzt in dem offenen Verschlage, der sein Magazin bildet, und die Damen setzen sich auf denselben von außen, um bequem die Objecte prüfen zu können, hauptsächlich aber, um den halben Tag außer dem Hause herumschlendern zu können. Eine ganz kleine Thüre führt in den inneren Raum, wo das Comptoir und allenfalls arbeitende Leute zu sehen sind. Es herrscht ein gewaltiges Leben und Treiben, und da die Waaren alle öffentlich ausgestellt sind, so giebt dieses ein höchst farbenreiches Bild des Verkehres. Mitten durch diese hohen Gassen läuft ein tieferer Weg für Reiter und Wagen und

diese Bazars sind ein Zufluchtsort, wenn der Regen in Strömen herabgießt. Man setzt sich dann ruhig auf den Rand der nächsten Bude und kann beim Anblicke des rasch durch die Hohlwege herabstürzenden Wassers Vergleichungen mit dem menschlichen Leben anstellen, das, vom Ueberfluß umgeben, oft spurlos im Meere der Vergessenheit sich versenkt, wie diese Bäche in der Propontis sich raschen Laufes verlieren. Die an beiden Seiten der Magazine hinauf laufenden Trottoirs sichern den Fußgänger vor diesen Wasserfluthen und sind gepflastert, aber freilich in der sauberen Weise, wie die ganze bucklige Siebenhügelstadt.

Drei Wunderwerke besitzt Constantinopel, es sind die Zeugen seiner alten Größe, jetzt seiner Unmacht. Byzantinische Kaiser und der prächtige Suleiman traten in die Schranken, um das Werk der Wasserleitung zu vollenden, das allein das Leben der Bewohner Stambuls sichern kann. Vom herrlichen Eichenwalde Belgrads strömt die Wassermasse in Aquäducten, die an Kühnheit den größten Römerwerken verglichen werden können, in die Hauptstadt. Breite Thäler sind mit ihren zwei- und dreifach übereinander schwebenden Bogenstockwerken gefüllt und tragen bald durch Berge, bald durch Röhren die Lebensquelle nach dem meerumflossenen Stambul. Wie aber, wenn der nächst beste Feind bei einer Belagerung die Mauern der alten Wasserbögen zertrümmert? Wohl begriffen diese Gefahr die Gründer der hülflosen Stadt, und die Cisternen geben Kunde, wie sie für den verzweifelten Fall, daß ihnen die Wasser abgeschnitten würden, Mittel bereit zu halten verstanden. In drei großen weit unter der Stadt verzweigten Souterrains tragen viele Hundert schlanker Säulen die riesenhafte Decke, auf welcher Tausende von Menschen sicher in ihren Häusern wohnen, und diese Ka-

takomben konnten Wasser genug fassen, um Monate lang Hunderttausende der großen Stadt vor Verderben und Uebergabe zu schützen. Jetzt aber kennen die Großen des Reiches kaum die Existenz dieses letzten Ausweges, und Strick- und Silberspinner treiben hier ihr Handwerk, während mancher Fremde Constantinopel verläßt, ohne den Bau gesehen zu haben, der so ganz den Stempel antiker Herrlichkeit trägt.

Wo sind aber ähnliche Mauern, welche solchen Stürmen getrotzt, wie die, welche Constantinopel einschließen! Welche Stadt der Welt kann eine solche Reihe von Belagerungen aufzählen! — Und unter vierundzwanzig Stürmen unterlag sie nur sechsmal. Griechen und Römer, Perser und Araber, Bulgaren und Slaven, Venetianer und Franzosen, Avaren und Osmanen haben an diesen Bollwerken gerüttelt, deren Dicke und Festigkeit so viele menschliche Anstrengung brach. Gegen Meer, Hafen und Land umgürten sie das große Dreieck der Stadt. Romantisch zieren jetzt diese Riesengürtel die Stadt, die sie sonst schützten; viele der runden oder achteckigen Thürme sind mit Epheu überdeckt, andere hat der auf ihnen thronende Feigenbaum mit seiner tiefen Wurzel gespalten und das Schloß des Constantin sieht von der Höhe seiner malerischen Ruine von einer Seite auf das Leben der am Abgrunde taumelnden Kaiserstadt, nach außen auf die trauernden Cypressenhaine der Gräberwelt. Was immer diese Schönes in sich schließt, findet sich in Ejub, der größten Vorstadt Constantinopels, vereint. Die Moschee enthält das Grab Ejubs,[7] des Fahnenträgers, und die Fußstapfe[8] Mahomeds. Nie hat ein Christ dieses Heiligthum betreten und es ist ringsum von zierlichen reichen Gräbern hinter Gittern umgeben; hier ruhen nur die Vornehmen und

Großen des Reiches, und hier erst muß sich der Großherr mit dem heiligen Schwerte umgürten, bevor er das Regiment antritt. Ich kenne wenige rührendere Stellen. Stille feierliche Wehmuth ergreift den Wanderer an dieser dem Volksglauben theueren Stätte. Die Gräber sind mit vergoldeten, oben ausgehöhlten Monumentalsteinen und mit goldenen Inschriften bedeckt. Zwischen diesen Steinen rankt sich hundertjähriger Epheu herauf und Rosen und andere duftende Gewächse des Orients sprießen ewig blühend aus dem Reiche des Todes empor. Prächtige Platanen, das friedliche Nest des Steinadlers und der Turteltaube, auch uralte Ahornbäume überschatten diese reiche, reizend schauerliche Todtenruhe, und mit Ehrfurcht schreitet der Fuß über die Asche großer Menschen hin, die das dankbare Vaterland in so einfach prächtigen Denkmälern verewigt.

Doch kehren wir von den Todten wieder zu den Lebenden zurück und vor Allem nun zur Residenz des Sultans. Das Serai hat seinen Nimbus verloren, seitdem es zugänglich geworden, und die überirdischen Vorstellungen, die man sich von diesem Feenpalaste sonst machte, lösen sich, wie hier noch vieles Andere, in nüchterne Wirklichkeit auf. Von weitem zeigt es dem Auge eine Masse von Gebäuden, die unter reizenden Baumgruppen sich übereinander erheben, ohne Plan und Symetrie hier ein Kiosk (Gartenhaus) in Platanen gehüllt, dort ein Pavillon von Cypressen umschattet, und die über alles herausragenden kleinen Domkuppeln, Alles barbarisch reich dekorirt, geschmacklos, plump, aber durch Aufhäufung imponirend. Die inneren Säle sind meistens im alten Style verziert und überladen. Ein breiter Quai * führt außen am Meere herum, und die neue Wohnung des Sultans geht bis zu

der Spitze vor, die Hafen und Kanal übersieht, und vielleicht die schönst gelegene Fürstenwohnung auf Erden ist.

Unsere Generalinspection begann nun mit den Moscheen. Wer aber einmal in türkischen Moscheen war, verlangt sie nicht wieder zu sehen, wenigstens läßt er sich gewiß keine Schläge dafür verabreichen, die jeder unberechtigte oder nicht bezahlende Eindringling im reichen Maaße zu gewärtigen hat. Die türkischen Tempel entbehren ganz des idealischen Styles, jeder Vertheilung von Schatten und Licht, jener tiefen, heiligen Symbolik und Poesie der Baukunst, wodurch unsere Dome so rührend zum Herzen sprechen. Sie erzeugen keine höhere Stimmung, machen nicht entfernt den Eindruck von maurischen oder italienischen, geschweige denn von gothischen Tempeln, und ich ziehe die großen Vorhallen, die sich in offenen majestätischen Galerien mit aneinander gereihten Kuppeln und besonders schönen Säulen und Marmorböden um ihren Haupteingang ziehen, dem nackten, nichts sagenden inneren Raume weit vor. Ganz enttäuscht fand ich mich in der berühmten Aja Sofia. Sie ist die älteste Kathedrale der Hauptstadt, von Constantin erbaut, von Justinian nach ihrem Einsturze wieder hergestellt, und war fünfzehn Jahrhunderte hindurch allen Wirkungen und Stürmen der Elemente und des Vandalismus preisgegeben. Bald durch Brand, bald durch Erdbeben zerstört, erhob sich dieser Tempel jederzeit wieder zu neuem Glanze, und welche orientalische Pracht in ihm geherrscht, sehen wir noch jetzt in den acht vollendet schönen Porphyrsäulen, die dem Sonnentempel zu Balbeck, und in den acht grünen Säulen, die dem Dianentempel zu Ephesus entnommen sind. Das ist aber auch Alles, was übrig geblieben, und die letzteren haben eine so hinfällige Wendung genommen, daß ein dritter Einsturz beim

nächsten Erdbeben nicht unwahrscheinlich ist. Die höchste bis jetzt unerreichte Schönheit dieses Tempels ist die Kuppel, die sich, wunderbar flach gespannt, kühn in die Lufträume erhebt, und den auf ihr schwebenden goldenen Halbmond weit über die Propontis und den Bosphorus erglänzen läßt. Hundert Baumeister, deren jeder hundert Bauleute befehligte, leiteten diesen Bau. Der erste Eintritt in diese zur Moschee entweihten Kirche gleicht dem eines schönen aber verwachsenen Menschen, eine Verkrüppelung, die nothwendiger Weise die Verwandlung in eine Moschee hervorrufen mußte. Welche Erinnerungen aber knüpfen sich nicht an diesen Ort! Hier wurden die Kaiser gekrönt, hier weltberühmte Concilien gehalten, hier wüthete die ganze Raserei griechisch-theologischer Spitzfindigkeiten, denen Mahomed ein Ende machte, als er in die mit Flüchtlingen gefüllte Kirche und auf ihren Hochaltar mit dem Rufe trat: „Es ist kein Gott, als Gott, und Mahomed ist sein Prophet!" und so das Signal zur Schändung der heiligen Jungfrauen und zur Plünderung der Stadt gab. Auf der oberen Galerie rechts sieht man eine vermauerte Thüre mit den Spuren stets mißglückter Versuche, sie wieder zu öffnen, und es ist ein Glaube im Türkenvolke, daß beim Sturme Mahomeds ein betender Priester am Altare niedergehauen worden, und wenn die Christen diese Stadt wieder einnähmen, so werde sich die Thüre von selbst öffnen und der Priester am Altare sein Gebet vollenden. Die guten Leute halten also selbst ihren Aufenthalt in Europa nur für provisorisch. Ich übergehe weitere Moscheenschilderungen. Sie haben alle durchauslaufende dichte Reihen von Lampenguirlanden und gleiche Eintheilung in drei Quadrate. Das erste die Halle für die heiligen Abwaschungen, das mittlere enthält den für das Gebet bestimmten

Raum, das dritte die Grabstätte des Erbauers und seiner Familie.

Ganz Constantinopel ist von Holz erbaut, und die Feuersbrünste daselbst sind zum Sprüchworte geworden. Die Türken selbst nehmen an, daß kein Haus über sieben Jahre stehe. Der Grund liegt in dem Gesetze, das nicht gestattet, eine Wohnung aus Stein zu bauen, ein Gesetz, das aus alter Zeit herrührt, wo man befestigten Häusern in der Stadt vorbeugen wollte. Die armen Einwohner schweben in beständiger Feuersgefahr, und es ist bekannt, wie viele Tausend Häuser oft ein Brand allein zerstört, obschon man im Oriente häufig das ein Haus nennt, was bei uns nicht für einen Kälberstall gelten würde. Wohlhabendere haben daher den Ausweg ergriffen, ein Gemach in ihrem Hause von Stein aufzuführen, um wenigstens nicht lebendig verbrennen zu dürfen.

Die neue Wohnung des Großherrn, der Tschiragan-Serai am Bosporus, liegt unter dem Dorfe Beschiktasch, und blendet auf den ersten Anblick durch seine weiße Farbe und seine Pracht. Er ist aber, nach Gesetz und Sitte, ebenfalls ganz von Holz erbaut, und nur die Säulen der Fronte und das Getäfel sind von den benachbarten Marmorinseln. Die Treppen sind plump, die Eisengußthüren aus England aber vollendet schön. Die Gartenanlagen sind steif; die Einrichtung des Palastes hat Europa geliefert und die Eintheilung ist etwas kleinlich. Der Haremsaal ist ganz weiß, mit eingelegtem Plafond, schönem Wandlack, ohne Malerei; das einzig Großartige besteht in einer großen Empfangshalle von Stuckluster und Gold, die aber auch in ihren Verhältnissen verunglückt ist. Das Ganze steht da als eine neue Zierde des schönsten Kanals der Welt, und seine fast ägyptische Bauart bildet eine

Baumasse der reizendsten Art zu dem orientalischen Kaleidoscop, das sie umringt.

Die Türken sind wohlthätig, sie haben große Anstalten zur Abhilfe der Noth; an den Moscheen bereiten geräumige Küchen der Armuth das Mahl; aber an denselben Moscheen liegt der Verstandesberaubte an Ketten geschmiedet, und nicht ferne der Osmanija (Moschee) treibt der Sclavenmarkt sein freches Geschäft. Mein stattlicher Kawaß, dieser türkische Gendarme, mit Pistolen im Gürtel und mit bläuem Kleide und rothen Pantoffeln angethan, theilte gravitätisch mit dem allmächtigen Stocke die ehrerbietige Menge, und ich trat in den Löwenzwinger an der Moschee Solnimanija, die dem Irrenhause als Vorzimmer dient, und wo das Geschrei der Unglücklichen sich im Brüllen der Bestien auflös't. Um den inneren offenen Hof laufen ringsum Säulengänge, unter denen sich die Gefängnißhöhlen der armen Wahnsinnigen befinden, die hinter Gittern auf Gesimsen der fensterlosen Kreuzstöcke sitzen und somit außer Berührung mit den in den Säulengängen Herumgehenden sich befinden. Diese Einrichtung mag als Zerstreuungsmittel besser dienen, als die europäische Absperrungs-Methode, besonders da man ihnen öfters Musik macht, die unverkennbar günstig auf sie wirkt. Allein die Art, wie sie gehalten werden, ist ächt türkisch, und ich werde die Erinnerung an diese abgemagerten, blassen, zerrissenen Gestalten nie aus dem Gedächtnisse verlieren. Die meisten bedecken ihre Blößen nothdürftig mit dem Ueberwurfe zerlumpter Teppiche, mehrere liegen ganz nackt auf dem Boden, alle aber sind mit einem großen eisernen Ringe, der mit Ketten am Boden oder an die Wand befestigt ist, um den Hals gefesselt — ein Anblick und eine Behandlungsart, die gleich abscheulich sind. Die meisten

rauchen Tabak, und der Türke muß, wenn er gesprächig werden soll, den Verstand verlieren, wie es hier sich zeigt. Ich fand einen Renegaten,[10] der nach verleugnetem Glauben seiner Väter wieder zu ihm zurückgekehrt war. Wie die Engländer ihren Königsmörder als wahnsinnig erklären und lebenslang in New-Bedlam[11] einsperren, weil sie annehmen, daß solches Beginnen nur von verstandesberaubten Menschen ausgehen kann, ebenso erklärt der türkische Mufti zuweilen aus Mitleid den vom Islam Abtrünnigen für wahnsinnig, da er sonst den Verrath am Propheten mit dem Strange büßen müßte. —

Die Logik des Sclavenhandels ist überall dieselbe Die Engländer hatten früher dieselben Gründe zu seiner Vertheidigung, wie jetzt noch die Amerikaner, Portugiesen und Türken. Die Sclaven sollen glücklicher werden, natürlich, wenn sie gute Herren bekommen, und nach gewisser Zeit sind sie frei, wenn sie unterdessen nicht zu Tode gegeißelt wurden, wie manchmal in den freisinnigen Freistaaten. Obgleich diese Sclavenmärkte einen peinlichen Eindruck machen, so entspringt dieser nicht sowohl aus dem sichtbaren Elend der hier aufgespeicherten Menschenwaare, als aus der damit verknüpften Idee der Entwürdigung des Menschenwerthes. Eine fanatische Schildwache verweigerte uns den Eintritt, bis der Ferman (Geleitsbrief) sie zur Nachgiebigkeit zwang; denn die religiösen Gesinnungen der Soldaten kommen hier sehr in die Wagschale, da Christen überhaupt keine Sclaven kaufen sollen. Ich fand hier keinen Stoff zu der trübseligen Schwärmerei, in der sich Reisebeschreiber über diesen traurigen Gegenstand gefallen. Statt des erwarteten Jammers fand ich nichts, als die lachenden Gesichter und Possen der schwarzen Kinder. Ein großer Hofraum wird durch ringsum

laufende und halbverfallene Holzgalerieen eingefaßt, auf denen die feilgebotenen Menschen aufgespeichert herumkauern, während ihre Räuber und Händler in den inneren Gemächern Rechnung führen und den Sündenlohn durch die Finger gleiten lassen. Der Anblick dieser Schwarzen grenzt in jeder Hinsicht an das Thierische, und ich verließ diese schmutzigen Hallen mit den widrigsten Empfindungen, denn es gibt kaum etwas Traurigeres, als den Anblick der zur Thierheit und zum Stumpfsinn herabgesunkenen Menschen.

Nun noch ein Wort über die vierbeinigen orientalischen Nachtwächter, ich meine — die Hunde — in Pera, einer Vorstadt Constantinopels, die an der Nordseite des Hafens liegt und von vornehmen Türken, Armeniern, Juden, Griechen und abendländischen Christen bewohnt wird. Ohne Laterne Nachts in Pera auszugehen habe ich nur nach der Uebung mehrerer Wochen gelernt, und den Stock kann man niemals entbehren, selbst wenn man noch so lange mit jenen Bestien bekannt ist. Bei Tage schlafen sie, diese Legionen, und liegen in den Straßen herum, wie wenn sie nicht fünfe zählen könnten; Nachts ist aber das wilde Heer los und so gutmüthig sie am Tage thun, wo man über sie wegschreiten, ja sie treten kann, ohne daß sie es übel nehmen, so ganz wechseln sie die Art bei Nacht. Die Verehrung gegen sie muß hier sehr weit gehen und es ist ein äußerst zartes Verhältniß, in welchem Mensch und Vieh in diesem Falle zu einander stehen, da man sie zwar für unrein hält, aber nicht todtschlagen darf, und sie zwar nicht im Hause aufnimmt, ihnen aber desto mehr auf der Straße zu fressen gibt. Dessen ungeachtet kommen die armen Thiere nicht zu Leibe, woran wohl die üble Gewohnheit des Nachtwachens die Hauptschuld ist. Sie

bilden eine große Republik, die in kleine Staaten sich vertheilt. Diese halten untereinander so fest zusammen, wie die alten griechischen und die neuen amerikanischen Bundestheile; denn wehe dem Hunde, der sich in ein fremdes Quartier verirrt, er wird von allen Seiten mit äußerster Wuth angefallen und gewöhnlich umgebracht, wenigstens schlimm genug für's ganze Leben gezeichnet, daher auch die meisten mit Wunden bedeckt sind. Sie kennen die Bewohner ihres Stadtviertels genau schon von der Ferne am Tritte, und lassen sie passiren. So lange man ihnen aber fremd ist, hat man Angriffe auszuhalten, besonders wer Nachts in andern Theilen dieser Frankenstädte zu thun hat. Sonst aber sind sie feig und lassen sich durch jeden Scheinangriff in die Flucht schlagen.

Wer mit einem Blicke die Hauptstadt des Ostens überschauen will, der besteige den Thurm des Seraskiers und ihm enthüllt sich ein bewunderungswürdiges Bild, wie kein Panorama es entfaltet. Oder wo überblicken wir anderswo zwei Welttheile, nur durch einen schmalen Meerarm geschieden, der eine die Wiege unseres Geschlechtes und der Künste, die es veredeln, der andere der Sitz der Civilisation, der Ausbildung des menschlichen Geistes? Gegenüber erhebt sich das alte Chrysopolis und Chalzedonia, die Schule der Weisheit, beides die Schlüssel Asiens; unter uns breiten sich die Hügel Byzanz' aus und die festen Mauern und Burgen des Serais; jenseits die alten Werke der Genuesen in Galata, einst das Emporium des Welthandels, jetzt kleiner Krämer Werkstätte, und vergebens sucht das Auge ein Ende des ungeheueren Häusermeeres, aus dem die Moscheen gleich Inseln auftauchen. Unaufhaltsam schweift der entzückte Blick über die strahlenden Spitzen des Sophientempels hinaus zu der glän-

zenden See von Marmora und den Zauberinseln der Prinzen,[12] dieser Zuflucht der Macht und des einstigen Reichthums; er findet keine Grenzen als an den violett gefärbten Hügelketten, aus denen sich in die Räume des Aethers thronend der Olympos erhebt.

## Constantinopels Eroberung durch die Türken. (1453.)

„Sage deinem Herrn, dem Chalil-Pascha, Theodor Basilides danket ihm für den angebotenen Schutz! Sag' ihm, Sclave, Theodor Basilides wird unter den Trümmern der Kaiserstadt zu sterben wissen, zu fliehen aber hat er nie gelernt."

„„Aber deine Tochter Eirene?"" „Stammt von Theodor Basilides!" „„Wird sie dies vor den Janitscharen[13] schützen, wenn sie morgen würgend und plündernd die Straßen eurer Stadt durchziehen?""

„Wer sagt dir dies, Sclave," rief Constantin, des alten Theodor Basilides Sohn! „Wer sagt dir das?" „„Meinst du, erwiderte Ibrahim, der Sclave Chalil-Paschas, ich kenne nicht die Zahl euerer Krieger? Sieben, höchstens acht Tausend zählet ihr, die Mauern sind morsch, der Krieger ist müde. Mahomed aber führt morgen Hunderttausend erlesene Streiter gegen das goldene Thor, über Fünfzigtausend stehen an der linken Seite des Lagers und im Hintertreffen sind andere Hunderttausend Streiter zur Unterstützung der Stürmenden bereit.""

„Und wenn nochmal so viele Hunderttausende uns bedrohen, so ist der Arm des Herrn nicht verkürzt, Ihm vertraue ich mich und meine Tochter und meinen Sohn — Das sage Chalil-Pascha! und nun gehe." Hiemit entließ

Theodor den Sclaven. Mißmuthig entfernte sich der Türke und gelangte, von einem Diener Basilides' geleitet, durch die unterirdische Pforte des sogenannten Reifthores alsbald aus der Stadt in das Lager der Türken und zum Gezelte seines Herrn.

Ernst und gedankenvoll hatte Theodor Basilides einige Zeit geschwiegen, während sein edler Sohn Constantin den von Kampfeslust glühenden Blick hinausschweifen ließ über das unabsehbare Lager Mahomeds II. Es war Nacht. Siehe, da flammte ein blitzendes Nordlicht am Himmel über die Stadt hin und zuckte so dräuend und zuckte so blutig roth. La-ilah illalah tönte der hunderttausendstimmige Ruf aus der Türken Lager herüber zur Stadt und vereinigt mit dem Kyrie eleison der geängstigten Einwohner drang er zum flammenden Himmel auf. Theodor Basilides war an's Fenster getreten, und wer ihn in diesem Augenblicke sah mit seinen edlen orientalischen Gesichtszügen, mit dem unerschrockenen feuerleuchtenden Auge, mit den ehrwürdigen Silberlocken, wer sie sah, diese trotz des vorgerückten Alters hochgewachsene, kräftige Gestalt, umflossen von dem magischen Wiederscheine des flammenden Feuerzeichens am Himmel, der hätte meinen sollen, es sei einer der alten Propheten auferstanden; denn er stand da, die Arme ausgestreckt über die unglückliche Stadt, die Blicke in unbeschreiblicher Wehmuth zum Himmel erhoben und, als vermöge er die Flammenzeichen zu deuten, rief er mit dem Propheten Amos: „Von den Altären Betels will ich Rache nehmen, spricht der Herr, die Hörner des Opfertisches werden untergraben zur Erde fallen, ich werde den Palast mit Zinnen niederstürzen auf das Sommerhaus, die elfenbeinernen Häuser werden vernichtet und viele andere, spricht der Herr! Euere Feste werde ich verab-

scheuen und an eueren Brandopfern keinen Gefallen haben. Entferne von mir den Schall deiner Lieder, und die Psalmen deiner Orgeln will ich nicht hören, spricht der Herr!"

„Vater!" rief eine leise Stimme hinter ihm, es war Eirene, seine Tochter. Der Greis ließ die erhobenen Arme sinken, senkte den Blick vom flammenden Himmel hernieder auf die liebliche Gestalt seiner Tochter und betrachtete sie schweigend einige Augenblicke. Dann ergriff er ihre Hand, zog sie näher an's Fenster, und „Eirene" sprach er, „Eirene, bangt dir vor dem Tode?"

„„Nein, Vater!"" war die feste Antwort der Tochter. „Chalil-Pascha, Eirene! sandte zum letzten Male seinen Sclaven. Er ließ, durch unser Gold und durch deine Reize bestochen, dem Kaiser das Resultat des letzten Kriegsrathes im Lager Mohameds und einige andere wichtige Nachrichten hinterbringen und bot mir und dir und deinem Bruder Schutz, wenn wir die Stadt, die unvermeidlich dem Untergange geweiht ist, verlassen und uns ihm anvertrauen wollen. Eirene, die Pforte des Reifthores bringt dich in Sicherheit!" Wie vom Blitze getroffen stürzte das Mädchen zu Theodors Füßen und sie krampfhaft umschlingend rief sie mit halberstickter Stimme: „Vater! mein Vater — Du willst! — Nein, unmöglich, du kannst es nicht wollen, mich, deine Tochter, dem Türken zu übergeben! Nein, Vater! öffnet sich mir die Pforte des Reifthores, so öffnet dieser Schlüssel, und sie zog einen blitzenden Dolch aus den Falten ihres Gewandes, meine oder des Pascha's Brust!"

Sei gepriesen, Herr, Gott, rief Theodor und hob seine Tochter von der Erde auf an seine Brust, sei gepriesen, Herr, Gott, der Du solche Kinder mir gegeben. Eirene, nein, du gehst nicht von mir, mein und deines Bruders

Schwert werden dich zu schützen, und du wirst über unseren Leichen zu sterben wissen.

„Ja, so wahr mir Gott helfe und die heilige Jungfrau, ja, Vater, dein Constantin wird an deiner und der Schwester Seite siegen oder sterben!", so rief der edle Jüngling und hob schwörend seine Rechte zum Himmel auf. „Doch, Vater, wer sagt dir denn so gewiß, daß Alles verloren?" „„Täusch dich nicht, Constantin! Alles ist verloren, Nichts bleibt übrig, Flucht oder Tod!""

„Wohlan! so sterben wir nicht ungerächt." „„Aber auch nicht unvorbereitet! Kommt Kinder, der Kaiser empfängt in der Aja Sophia das letzte Abendmahl, er wünscht mich an seiner Seite zu sehen! Wohlan denn! bereiten wir uns zum letzten Male vor — Kinder, es ist ein ernster Gang!"" Sprach's und in Mitte seiner Lieben trat Theodor aus dem Saale in das Innere seiner Gemächer.

So brach denn der 29. Mai des Jahres 1453 an. Der Kaiser hatte mit Vielen seines Hofes die Sakramente in der Aja Sophia empfangen und war an das Gestade des Hafens hinabgeeilt. Welche Scene! Bange hafteten die Blicke von Tausenden der unglücklichen Einwohner an seinem Antlitze, aus dem tiefe Wehmuth, aber auch männlich entschlossener Ernst, ruhige Resignation sprach. Constantin Dragoses, der Siebente aus dem Hause der Paläologen, der Letzte der griechischen Kaiser, war fest entschlossen, daß der Feind nur über seine Leiche den Weg zum Throne seiner Väter finden sollte. Zum letzten Male stand er hier in Mitte seines geliebten Volkes. Jeder drängte sich heran, Jeder wollte noch einen Blick des edlen Fürsten erhaschen.

Constantin bat die ihn Umgebenden um Verzeihung, dankte Jedem für seine Dienste, ermunterte Alle, mit ihm zu siegen oder zu sterben. Da fiel sein Blick auf Theodor

Basilides, der in Mitte seiner Kinder mit einer Miene vor ihm stand, aus der Constantin wohl die Antwort las: „Kaiser! wir siegen und sterben mit Dir."

Constantin ging auf ihn zu, ergriff die Rechte Theodor's, und einen fragenden Blick auf Eirene werfend, sprach er: „Theodor! achtest Du so meine Befehle?" „„Verzeihe, Kaiser, erwiderte ehrerbietig der Greis, verzeihe mein Kaiser! Viele Jahre diene ich treu dem Hause der Paläologen, es ist das erste Mal, daß ich den Wunsch meines Kaisers nicht erfüllen kann. Was soll Eirene auf jenen genuesischen Schiffen dort? Ich zweifle, ob auch nur eines der feindlichen Flotte entwischen wird; und wenn auch, was wird Eirene beginnen im fremden Lande ohne Vater, ohne Bruder, ohne Freund?""

„Ohne Vater?" fiel ihm Constantin in's Wort, Theodor, du begleitest Eirene, hier, dein wackerer Constantin, der mag an meiner Seite bleiben." „Ich, fliehen? Hier von Constantinopel fliehen? Mein Kaiser, du meinst es nicht im Ernst, erwiderte Theodor und kämpfte den Sturm nieder, den diese, wenn auch wohlmeinende Zumuthung seines Kaisers, in der Brust des alten Helden heraufbeschworen hatte.

„Kaiser, erhabener Kaiser, bat Eirene mit ihrer sanften Engelsstimme, gewähre mir die Bitte, an meines Vaters Seite weilen zu dürfen." —

„„Sterben zu dürfen, wolltest du sagen"" — erwiderte der Kaiser und zerdrückte eine Thräne des Mitleids und der tiefsten Wehmuth. „„Theodor, ich ehre deinen Willen, aber als Kaiser befehle ich dir, trag' Sorge für dieses Mädchen!"" Er wollte weiter sprechen, da scholl das **Allah La ilah** herüber aus dem Lager der Türken, Waffengetöse und Trommetengeschmetter begann zu rasen wie das

Tosen der Brandung des hochwogenden Meeres. „Auf, auf, sie rufen! schrie Constantin, auf zu den Waffen und mir nach! Theodor! am Thore des heiligen Romanus finden wir uns.“ „„Begleite Eirene zur Aja Sophia — rief Theodor seinem Sohne Constantin zu — dann eile mir nach.“ “

Der Sturm begann! Um die Griechen zu ermüden, schickte Mohamed die Invaliden und Rekruten seines Heeres zum Angriffe, den Kern desselben zum spätern Sturme vorbehaltend. Es war noch um die Zeit der ersten Dämmerung; als aber der Morgen anbrach, da sahen die Griechen ihre Stadt von den Türken ringsum wie von einem Stricke, der sie erwürgen sollte, umflochten. Hörner schmettern, laute Trompeten rasen, Pauken wirbeln, Schlachtgeheul betäubt das Ohr, auf der Land-, wie auf der Hafenseite wüthet der Tod bereits zwei Stunden lang, ohne daß die Türken auch nur einen Fuß auf die Mauern oder Wälle zu setzen vermögen. Vergeblich jagt der Sultan durch die Reihen der Stürmenden, gebraucht bald Schmeichelworte, bald Drohungen, von seiner eisernen Streitkeule unterstützt. Haufen auf Haufen mit eisernen Ruthen und Ochsensehnen an die Mauern gepeitscht, dringen an wie schäumende Wogen, die das wildaufbrausende Meer gegen die Felsen wirft; Steine, von den Thürmen geschleudert, zerschmettern sie, Leitern auf Leitern zerbrechen, Kugeln zerschellen an Kugeln, schwarzer Pulverdampf deckt die Stadt und die Sonne, während griechisches Feuer von den Mauern der Hafenseite in das Meer strömt und in demselben fortbrennt. Am Thore des heiligen Romanus thuen der Kaiser, — Theophilos, der Paläologe, — Don Franzesko Toledo, der Spanier, — Joannes, der Dalmate, — Constantin und Th. Basilides Wunder der Tapferkeit.

Doch lassen wir eine kurze Zeit die wilde Mordscene, und werfen wir einen Blick auf die von allen Seiten geängstigte Stadt. Es wäre wohl ein vergeblicher Versuch, diese Angst und Schreckensscenen zu beschreiben, die sich in solchen Augenblicken und in solcher Lage dem Auge darbieten. Weinend, jammernd, betend, heulend wogte die Volksmenge zuerst an der Hafenseite, als aber plötzlich der Ruf erscholl: „Türken in der Stadt!" da flutheten Männer, Weiber, Greise, Nonnen und Mönche in wilder Eile der Aja Sophia zu, und in wenigen Minuten war der ungeheuere Raum mit Menschen gefüllt, mit Menschenbeute für die türkischen Räuber vollgepfropft. Die ungeheuere Menge jammerte laut auf zum Himmel um Erbarmen und Rettung; wäre jedoch, sagt der Gerichtsschreiber Dukas, wirklich ein Engel vom Himmel gestiegen und hätte die Worte verkündet: [14]„Nehmet die Vereinigung mit der abendländischen Kirche an, und ich will die Feinde aus der Stadt treiben", sie würden sich dennoch nicht dazu bekannt und lieber sich den Türken, als der römischen Kirche unterworfen haben.

Still lehnte indeß neben einer kleinen unbeachteten Pforte Eirene, für Alles, was um sie vorging, unempfindlich, die Arme gekreuzt, das Haupt, von den dunklen vollen Locken umflossen, auf die Brust gesenkt.

Plötzlich erscholl von außen das furchtbare Geschrei: „Die Thore zu, der Feind dringt durch das Thor des heil. Romanus!" Jetzt fuhr Eirene auf, wie vom Blitze getroffen, schnell warf sie die Riegel der kleinen Pforte zurück und stürzte hinaus, dem Kampfplatze zu, wo ihr Vater und ihr Bruder focht. Plötzlich fühlte sie sich festgehalten: „Eirene! um's Himmels Willen, Eirene! wo willst du hin," rief mit zitternder Stimme ihr Gregor,

der treue Diener ihres Vaters, zu. „Zum Vater! Laß mich los", erwiderte das Mädchen, und mit erstaunlicher Kraft riß sie sich aus des Dieners Armen. „Eirene!" schrie dieser noch einmal mit herzzerreißender Stimme, und eilte so schnell, als er es vermochte, der Flüchtigen nach, die sich mitten durch die in den Straßen wogende Menge Bahn brach. Sie sah Nichts, sie hörte Nichts, bis ihr endlich in schreckenden furchtbaren Tönen das Geschrei der Streitenden entgegenscholl, und dicht neben ihr eine Kugel in die Erde fuhr, Staub und Sand ihr in's Gesicht schleudernd.

Plötzlicher Schreck lähmte sie für einen Augenblick, doch bald raffte sie, die heldenmüthige Jungfrau, ihre Kräfte aufs Neue zusammen und wollte dem Walle zueilen, als ihr Fuß über eine Gestalt strauchelte, die sich vom Boden halb zu erheben suchte und das blutbespritzte Antlitz ihr zuwendend rief: „Wohin, Jungfrau?" „Wo, wo", rief sie, „kämpft Theodor und Constantin Basilides?" Schweigend wies der todeswunde Kämpfer nach dem Walle, sank zurück und war nicht mehr. Wie ein aufgescheuchtes Reh eilte Eirene dem Walle zu, mit leichtem Sprunge sich über die Gefallenen wegsetzend.

„Hieher! hieher!" rief eine Donnerstimme hart neben ihr, und in demselben Augenblicke krachte ein Schwertstreich zerschmetternd nieder auf den eisernen Schild eines Janitscharen, der als der Erste an der Leiter heraufgeklettert war. In derselben Sekunde flog ein Felsstück gegen die Leiter und riß sie mit achtzehn Janitscharen in den tiefen Graben hinunter. Eirene hatte die Donnerstimme ihres Bruders erkannt; „Constantin, rief sie, Constantin, wo ist unser Vater?" Schnell wandte sich der wackere Jüngling um, ein Schrei des Entsetzens wand sich aus seiner

keuchenden Brust, als er hier am Orte der Vernichtung seine Schwester erblickte. Zurück, zurück, unglückliches Mädchen, schrie er ihr entgegen, zurück oder du bist im nächsten Augenblicke verloren! „Mein Vater! mein Vater! wo ist mein Vater?“ jammerte Eirene und wollte Constantin's Kniee umfassen. Dieser hatte nimmer Zeit, ihr zu wehren; denn wild heulend stürzte eine neue Schaar Janitscharen heran.

Als sich aber Eirene niederbeugte zu Constantin's Füßen, da streckte ihr ein Greis die eisig kalte Hand entgegen, erhob das marmorbleiche Angesicht, und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Eirene auf — ihren Vater! — Was von nun an um sie herum geschah, von allen dem wußte und fühlte sie nichts mehr. Unterdessen hatte Saganos-Pascha seine Janitschaaren auf's Neue angefeuert, mit wildem Geheul stürmten sie gegen den Wall. Mit verhängten Zügeln sprengt Chalil-Pascha ihnen entgegen und einen riesenhaften Mann, Hassan genannt, fassend schrie er ihm zu: „Deinen Säbel mit Gold aufgewogen, wenn du mir jenes Mädchen oben auf dem Walle lebendig herunterbringst.“ „ „Allah ist groß! entgegnete Hassan, ich hole es“ “ und mit Dreißig der Muthigsten klettert er den Wall hinan. Ein Pfeil- und Steinregen schmettert die Hälfte der Stürmer hinunter, doch neue folgen ihnen, und unverletzt gelangte Hassan mit einigen der kühnen Stürmer oben an, wüthend und mit Riesenkraft haut er nieder, wen immer sein krummer Säbel erreicht, und bricht sich Bahn bis zu dem Platze, wo Constantin wie ein schirmender Leu über der Leiche seines Vaters und über seiner ohnmächtigen Schwester steht. Heulend, wie eine Tigerkatze stürzt Hassan auf ihn los. Constantin's Schwert begegnet dem ersten furchtbaren Stoß mit gleicher Gewalt

und im nämlichen Augenblicke rollte Hassan's Kopf auf der Erde; doch ehe Constantin zum zweiten Streiche ausholen konnte, hatte ein Janitscharen-Dolch die Brust des Jünglings durchstoßen und taumelnd wich er zurück, kraftlos entfällt das Schwert seinen Händen, und sein brechendes Auge sah, wie die Hand seines Mörders nach seiner Schwester sich ausstreckte, wie er sie einem Federballe gleich mit riesiger Kraft den jetzt in Masse anstürmenden Janitscharen mit dem Rufe zuschleuderte: „Laßt sie die Leiter hinuntergleiten — Chalil-Pascha zahlt den Lohn!" Da wollte Constantin noch einmal seine letzten Kräfte sammeln, Verzweiflung stählte auf einen Augenblick seine erschlaffenden Sehnen wieder. Beim allmächtigen Gott, Brüder! haltet Stand, schrie er den vor den wüthend andringenden Janitscharen wankenden Griechen zu, haltet Stand, ich muß meine Schwester — — hier verstummte seine Zunge, und leblos sank er auf die Leiche seines Vaters zurück. Da erscholl vom Hafen und vom Thore des heil. Romanus her der Ruf: Alles verloren! Fliehet! die Türken sind durchs Reifthor eingedrungen. Panischer Schrecken ergreift die Kämpfer am Walle und die Reihen, die um den Kaiser am Romanus-Thore fochten; sie wanken, weichen — fliehen, und jetzt war auch Alles verloren. Der Kaiser sah, daß wider die Uebermacht der andringenden Feinde der Widerstand vergeblich sei, und mit dem Rufe: „Ich will lieber sterben als leben! ist denn kein Geist vorhanden, der mir den Kopf nehme!" stürzt er sich dem Feinde entgegen und fällt unter den Schwertstreichen zweier Türken, deren einer ihm in's Gesicht, der andere vom Rücken einhieb, unerkannt, mit den Erschlagenen vermengt, der siebente Paläologe, Constantin Dragoses, der letzte der griechischen Kaiser in Vertheidigung der vom ersten Constantin erbauten Mau-

ern der Hauptstadt des von diesem gegründeten tausendjährigen byzantinischen Reiches.

Die Türken drangen nun zugleich auf der Landseite durch das Thor Charsias (Egrikapu d. i. das krumme Thor) über einen Damm von Erschlagenen, welche den Graben und die Bresche füllten, in die Stadt ein, die von den Mauern fliehenden Soldaten niedermetzelnd. Alle Einwohner flüchteten gegen die Hafenseite, deren sich der Feind noch nicht bemächtigt hatte; denn die durch die unterirdische Pforte des Reifthores eingedrungenen fünfzig Türken waren wieder zurückgeschlagen worden, und mehreren der Fliehenden gelang es, sich durch die offenen Thore der Hafenseite auf griechische und genuesische Schiffe zu retten. Der Letzte unter ihnen war ein Greis, der, ehe er durch's Thor schritt, noch einmal in die unglückliche Stadt zurücksah und weinend die Silberlocken seines Hauptes zerraufte, — es war Gregor, Basilides treuer Diener. Er hatte versucht, Eirene zu folgen, schwach aber wie er war, wurde er von dem Gedränge bald vor-, bald rückwärts geschoben und gelangte nicht zum Walle, auf welchem er seinen sicheren Tod an der Seite seines lieben Herrn zu finden gehofft hatte.

Indeß waren die Türken zur Aja Sophia gelangt, brachen die verschlossenen Thore mit Beilen auf und schleppten das geflüchtete Volk, wie zahme Schlachtthiere, in die Sclaverei fort. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und silbern en Geschirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut und das Crucifix mit einer Janitscharen-Haube im Spotte herumgetragen.

So fiel Constantinopel, nicht unverdient durch die geistige und moralische Entkräftung seiner Einwohner und

Herrscher, nicht unverdient durch das Haus der Paläologen, deren erster schon am Hofe des türkischen Beherrschers Kleinasiens Schutz und Hilfe wider sein Vaterlaud gesucht.

Mohamed war nicht mit den Stürmern in die Stadt eingezogen, bis daß er die Nachricht erhalten, daß dieselbe gänzlich in der Gewalt der Sieger sei, was bis gegen Mittag der Fall war. Da zog er, von aller Furcht frei und sicher, umgeben von seinen Wesiren und Leibwachen in die Stadt ein gerade zur großen Kirche hin. Er sprang vom Pferde und ging in dieselbe zu Fuß ein. Bewundernd schaute er die hundert und sieben Säulen aus Porphyr, Granit, Serpentin und vielfarbigem Marmor, aus rosenfarbgestreiftem von Synada, grünem von Lakonien, blauem von Lybien, schwarzem celtischen, weißen bosporischen Marmor: aus thessalischem, mollossischem, prokonnesischem ägyptischem gesternten Granit und aus saitischem Porphyr. Darunter die aus dem Sonnen- und Dianentempel zu Ephesus und dem schönsten und größten Tempel des Zeus zu Cyzikus, aus denen von Alexandria, Troas, Athen und den Cykladen. Mit Erstaunen hing sein Blick an den luftigen Galerien und Gewölben, an den kolossalen Bildern der Evangelisten und der Apostel, der heil. Jungfrau und des Kreuzes mit den Worten: „In diesem siege!" Alles Mosaik von farbigem und vergoldetem Glase. Je höher sein Blick stieg, desto höher sein Erstaunen, bis er im kühnen Fluge des Baumeisters mit der so niedrig gewölbten Kuppel hoch in den Lüften schwebte. Von dem luftigen Dom auf den Boden gekehrt, fiel Mohameds Blick auf einen seiner Soldaten, der das kostbare Marmorpflaster der Kirche aufbrach, dessen Wellenlinien wogende Fluthen nachahmten, so daß von den vier Thoren der Kirche die spiegelnde Marmorfluth, wie die der vier Paradieses-Flüsse

hinauszuwallen schien. Mohamed schlug ihn mit seinem Schwerte zu Boden mit den Worten: „Die Schätze der Stadt habe ich euch preisgegeben, die Gebäude aber sind mein."

Wir übergehen die ferneren Scenen des Jammers und Greuels, welche im Laufe des Tages die unglückliche Stadt ängstigten, nur auf den Burgplatz werfen wir noch einen flüchtigen Blick. Wo Constantin der Große seiner Mutter Helene zu Ehren eine Porphyrsäule errichtet hatte, dort sehen wir den Kopf des letzten Constantin angeheftet, dessen Leichnam Mohamed aufzusuchen befohlen hatte.

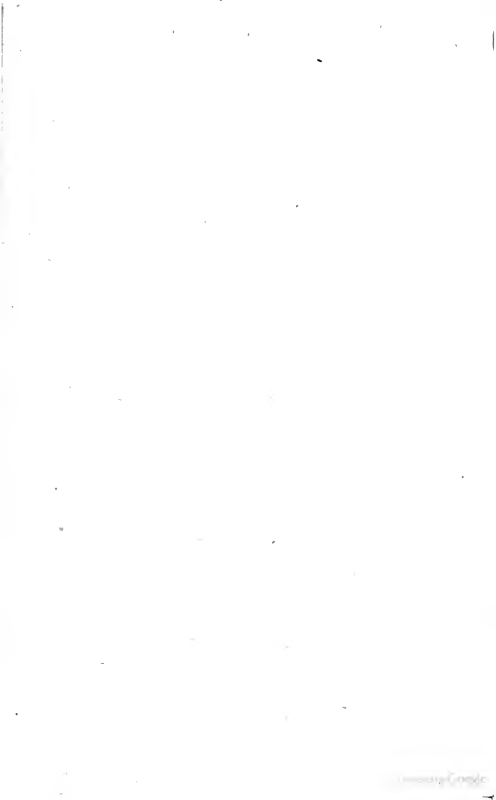
So brach denn die Nacht heran. Zum ersten Male blickte, Europa zur Schmach und Schande, von der luftigen Kuppel der Aja Sophia der Halbmond statt des Kreuzes und warf den magischen Schein hinaus auf die jetzt so ruhigen und stillen Wellen des Bosporus. Tiefe Stille war dem Schlacht- und Mordgetöse gefolgt, der Sieger schwelgte völlig frei von jeder Furcht und Gefahr, berauscht und müde vom Würgen und Plündern, in den Armen des Schlafes. Von den Wällen und Mauern herab erscholl hie und da der Ruf der Wache haltenden Türken und manche Seite der Festungswerke war sogar völlig von Posten entblößt. Nachzügler und dergleichen Gesindel streifte noch beutelüstern inn- und außerhalb der Stadt umher und hie und da erhob sich unter Haufen von Erschlagenen eine todesmatte Gestalt, stöhnte und sank dem Todesschlummer in die Arme.

„Hier sah ich ihn fallen. Seht da die Sturmleitern noch angelegt. Folgt mir, Freunde! hier müssen wir die Leichen finden." So lispelte eine von des Alters Last, wie es schien, ziemlich gebeugte Gestalt seinen zwei Gefährten zu, und eben wollte sich der Sprecher, der, wie

seine Genossen, das Janitscharen-Gewand und Waffen trug, anschicken, aus dem Wallgraben, welcher mit Haufen von Erschlagenen angefüllt war, auf den Leitern vorsichtig den Wall hinan zu steigen, als sein Blick auf eine in weißes Gewand gehüllte Gestalt fiel, die in Mitte der Todten lag. Starr sieht er einige Augenblicke hin, es will Nacht werden vor seinen Augen, er beginnt zu zittern — da rafft er seine Kräfte zusammen, eilt hin, wendet das Marmorgesicht des Leichnams um und erkennt — Eirenen! Aus tiefster Brust aufstöhnend, als sei der Mordstahl ihm mitten durch's Herz gedrungen, sinkt der treue alte Diener Gregor — denn dieser war der Vermummte — auf den theuern Leichnam bewußtlos nieder, während seine trauernden Gefährten sich bemühten, den Armen wieder in's Leben zurückzurufen. Die Janitscharen hatten Constantins Mörder, als er ihnen das unglückliche Mädchen mit den Worten zuschleuderte, sie unverletzt Chalil-Pascha auszuliefern, nicht verstanden oder nicht verstehen wollen, und als sie zur Leiter gelangte, stieß ihr ein Janitschar den breiten Dolch in die Brust und schleuderte sie den Wall hinunter. So fiel die edle Jungfrau, ihre Unschuld und ihre fromme kindliche Liebe mit dem Blute besiegelnd, und schläft in Mitte ihres Vaters und Bruders dem Tage der großen Vergeltung entgegen in einem einsamen der Stadt weit entlegenen Cypressenhaine, wo der treue Gregor mit seinen Genossen die Leichen begrub.

## II.

# Die Alpenländer.



# Allgemeine Umrisse.

Das europäische Hochland, welches unter dem allgemeinen Namen der Alpenländer begriffen wird, bildet in seiner eigenthümlichen Gebirgsnatur ein Ganzes, welches zwar durch physische Gränzen geschieden ist, nicht aber durch politische Umrißlinien getrennt werden kann, ohne die Uebersicht eines Landes zu stören, wo die Schöpfungen der Natur so überaus großartig sind. —

Ungeachtet der scheinbar labyrinthischen Gebirgsbildung dieser Alpenlande, findet man doch Centralpunkte, von denen aus dieses Chaos sich entwirren läßt. Unter diese Standpunkte gehört vorzugsweise der St. Gotthardsberg, ein Hauptgebirgskopf, von dem die vier größten Gebirgszüge der Alpen ausgehen, welche viele Nebenketten entsenden, die eine gleiche Anzahl Hauptthäler und kleinere Flußbecken umschließen. Eine solche von der Natur vorgezeichnete Eintheilung der Alpenländer muß daher zur deutlichen Uebersicht festgehalten werden.

Die Alpenketten, worunter nur das eigentliche Hochgebirge verstanden wird, übertreffen nicht nur an Höhe alle europäischen Gebirge, sondern unterscheiden sich von diesen auch durch ihre äußere Form. Während jene Gebirge größtentheils auf ihrem Kamme nur flache Berg-

rücken sind, von abgerundeten Bergkegeln überhöhet, und die Thäler sich bald nach beiden Seiten vom Hauptzuge abscheiteln, bilden die Alpen eine fast ununterbrochene 8 — 10,000 Fuß hohe Felsenmauer, deren hohe Schneethäler, Cols oder Gebirgsjoche, sich im Anblick des Ganzen verlieren. Ueber diesen in die Wolken strebenden Unterbau thürmen sich Pyramiden von 2 — 3000 Fuß Höhe, mit steilen Seiten, scharfen Kanten, und in solchen Spitzen endend, daß sie Hörner, Nadeln, Aiguillen genannt werden. Die geognostische Untersuchung der Alpenformation ergibt auch in den Steinschichtungen, nicht wie bei andern Gebirgen zum Horizont sich neigende, sondern vertikale, oft senkrechte Einfallswinkel, woraus jene eckigen, spitzen Formen und gebrochenen Umrißlinien hervorgehen. —

Wenn man nach der ersten Anschauung der Alpen, die schon in Entfernung von 20 geogr. Meilen sichtbar sind, ihre Vorgebirge erreicht, öffnen sich weite, wenig gesenkte, größtentheils fruchtbare Thäler, mit reizend gelegenen Städten, freundlichen Dörfern, und in den schweizerischen wie italienischen Flußgebieten mit vielen silberhellen Seen. Weiter zu den höhern Mittelgebirgen vorgedrungen, werden die Thäler enger und steiler, der Fruchtbau im Thalgrunde verliert sich in die grüne Wiesenmatte, die Seitengebirge bekleiden sich nur mit dunklen Nadelhölzern, der Fluß strömt im rascheren Laufe, und die Ortschaften zeigen sich viel seltener. Endlich verschwinden auch die Tannenhölzer, um der Hochtrifft Raum zu machen, die oft von Eislagern unterbrochen ist, welche indeß noch der sommerlichen Wärme weichen; mehr nackte steile Felsenmassen kommen zum Vorschein, und der Fluß stürzt sich schäumend im Thalgrunde hernieder. Die untern Gränzen der Alpenregionen sind nun mehr erreicht in einer Seehöhe,

zu der die Gipfel der meisten Gebirge Europas nur selten gelangen.

Dieses Hochland der Alpen, eine Urgebirgsformation von nackten, stets mit Schnee und Eis belegten Felsenmassen, welche nur an ihren untern Abhängen und Thalgründen mit feinen Wiesenmatten bekleidet sind, wo die am höchsten gelegenen kleinen Dorfschaften sich angesiedelt haben, entfaltet in seiner Naturbildung eine ernste und großartige Erhabenheit, welche mächtig ergreift; da letztere alles andere, gegen die größten Massen, welche unser Erdball trägt, nur sehr klein erscheinen läßt. Indem man aus jenen einsamen Alpendörfern über grüne Matten aromatischer Kräuter und Blumen der Alpenflora weiter gegen die Felsenkolosse emporschreitet, führen unfruchtbare Berglehnen und Felsengerölle, welche die Gletscher vor sich herschieben, in die Regionen des ewigen Winters. Auf diesen Gletscherlagen von glänzendem Eise geht es nun weiter empor zu den Schneefeldern, und durch diese hinan zu den pyramidalen Spitzen der höchsten Felsengipfel, welche ihre Häupter weit über die Wolken emporheben und oft so steil sind, daß auf ihnen der Schnee nicht zu lagern vermag. Diese Polargegenden nehmen einen sehr großen Flächenraum der Alpenländer, in der Schweiz allein fast 70 □ Meilen ein; ohngeachtet Savoyen wie Tyrol noch stärker mit unvergänglichen Schnee- und Eislagern belastet sind. Auf solchen Höhen, wo die sommerliche Wärme nur eine geringe Wirkung hat, wird der Abgang nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer durch Schneefall ersetzt. Fest und unvermindert lagert der Schnee besonders auf den breiteren Plateaus, welche den höchsten Felsenpyramiden zur Basis dienen, während das Eis die von ihnen herabgehenden Schluchten erfüllt und

als Gletscher bis zu den Flußthälern herabhängt. Oft reichen diese Gletscher bis zur Seehöhe von 3000 Fuß herunter, wo sie im Sommer eine unzählige Menge jener Bäche hervorbringen, welche die Alpenmatten tränken; dann aber zu wildströmenden Flüssen vereinigt, mit ihrem Getöße die Thäler erfüllen. Da die Gletscher aus wenig aufgelösten, dann wieder zusammengefrorenen Schneekörnern bestehen, so zeigt dieses undurchsichtige Eis ohngeachtet seiner glatten Oberfläche nur einen körnigen, nicht strahlenförmigen Bruch, wie das schichtenweise gefrierende Wasser. Schon die hohen Schneefelder haben gefährliche Spalten, trügerisch mit einer geringen Schneerinde bedeckt, noch viel häufiger aber sind auf den Gletschern die Klüfte von grünem und blauem Eise. Die glatte Oberfläche der gewöhnlich steil aufsteigenden Gletscher bildet ein Chaos von Hügeln und tiefen Thälern, welches nur mit Eissporen und dem langen Springstab, unter Gefahren und großen Anstrengungen, beschritten werden kann. Stets nur der einzige Weg, um weiter auf die Schneefelder, und durch diese zum Fuße der höchsten Pyramiden zu gelangen, ist oft eine ganze Tagereise, auf stetem Eise und Schnee, hiezu nicht ausreichend.

Diese Schneeregionen sind auch der Heerd aller Verwüstungen, durch welche die Alpenthäler alljährig mehr oder weniger heimgesucht werden. In dem 6 — 8 Monate andauernden Wintern ist es die durchdringende Kälte, sind es die zerstörenden Orkane und ein 30 — 40 Fuß tiefer Schnee, der die furchtbaren Schneelawinen hervorbringt, welche durch Stürme oder eigene Schwere von den höchsten Gipfeln sich ablösen, auf ihrem meilenlangen Lauf, bei jeder Umwälzung zunehmend an Größe und Geschwindigkeit, endlich als Schneeberge über die Alpen-

thäler herfallen und alles unter ihrer Last begraben. In der kurzen Sommerzeit bilden sich hingegen die kleineren Eis- oder Schlaglawinen aus dem Vorrücken der Gletscher, indem die Eismassen unter Donnergetöse über die steilen Bergwände krachend herabstürzen. Hierauf folgen die Felsenstürze gewaltiger Steinmassen, welche durch Stürme und Nässe von den senkrechten Felsenwänden abgelöset in ihrem Falle alles zerschmettern. Noch allgemeiner als jene Unglücksfälle sind die immer wiederkehrenden Verwüstungen der Gewässer, die bei schnellem Eintritt von Thauwetter in diesen so schneereichen Gebirgen unglaubliche Verheerungen anrichten, so daß der Bergstrom im Thale alles der Erde gleich macht.

Nur eine kleine Anzahl der vielen Alpenreisenden ist über die Gletscher bis zu den ewigen Schneefeldern emporgestiegen; und wieder nur sehr wenige von diesen haben es gewagt und ausgeführt, von jenen Schneewüsten noch 3 — 400 Fuß höher, an den steilen Alpenhörnern und Aiguillen, zum Gipfel der Pyramiden empor zu klettern. Denn die steileren nnd mit viel mehr Eis umlagerten Alpengipfel erlauben nicht, wie in den Anden und Himalayas, den größten Theil der Bergreise auf Tragthieren, sondern nur per pedes zurückzulegen: und die meisten Reisenden überschätzten ihre physischen Kräfte, oder es mangelte an Entschlossenheit und Ausdauer, allen Gefahren zu begegnen. Unter Aufwand aller Kräfte, in einer dünnen, den Athem beengenden Luftschichte, und selbst in der heißesten Jahreszeit von erstarrender Kälte ergriffen, müssen die steilen Felsenwände mittelst angehängten Leitern erstiegen, die schroffen Eislager durch einzuhauende Stufen gangbar gemacht werden, um auf den höchsten Gipfel des Berges zu gelangen, vorausgesetzt, daß Sturm

und Schneefall dies erlauben und nicht zur Rückkehr nöthigen.

Die Aussicht von den hohen Alpenfirnen über die nächste hochländische Gegend trägt keinen freundlichen, sondern einen sehr rauhen wilden Typus, gehoben durch die feierliche Ruhe in jenen Wolkenregionen, die hoch über allem Lebenden liegen, mehr siderischen als tellurischen Räumen anzugehören scheinen; eine Stille, die nur unterbrochen wird vom Sturmgetose oder dem Krachen der Schlaglawinen und Felsenstürze. Wohin das Auge sich wendet, überall nur nackte zerklüftete Felsen, der blendende Glanz unabsehbarer Schneefelder, oder ein Meer von Gletschereis, strahlend in mannigfachem Farbenspiele; und über der ganzen winterlichen Einöde das Gewölbe des Firmaments in viel dunklerer Bläue des reineren Aethers. In weiter Ferne taucht an den Gränzen des Horizonts, hin und wieder die bewohnte Erde undeutlich auf, denn die weiten Abdachungen der vortretenden Gebirge und die Wolkenbildungen des Erddunstkreises, über welchem man hier steht, verhindern das Auge, weit in diesen Regionen vorzudringen.

Abwärts an diese eisigen Höhen gränzt die Region der Flechten, Moose und der höchsten Grasplätze, welche unter dem Schutze einzelner Felsen zwischen dem Schnee und Eise grünen; die Heimath des in Lüften kreisenden Adlers und Lämmergeiers, des flüchtigen Steinbocks und der scheuen Gemse, die ersten Bewohner der wiedererreichten organischen Schöpfung. Hierauf folgen in den tiefer gelegenen Thälern der Bär, der Luchs und das Murmelthier, wiewohl diese Quadrupeden jetzt hier immer seltener werden. — Noch tiefer, auf und an den Gebirgsabhängen, wo die Alpenmatten beginnen, zeigen sich nunmehr die

Sennhütten oder Chalets, roh zusammengefügte Blockhäuser von Holz oder Stein, im Winter verlassen, nur im Sommer der Aufenthalt der Alpenhirten zum Schutz gegen die Witterung bei Bereitung der Käse. Umgeben von den Hochtrifften, auf welchen die Rinder- und Ziegenheerden am Tage frei weiden, werden diese Thiere während der Nacht um die Sennerei versammelt, auch wohl in deren Ställen untergebracht. Da diese hohen Alpenmatten von den Winterwohnungen der Sennhirten in den Thälern oft mehrere Stunden weit entfernt liegen, so sind sie auch in einige tiefere Weidebezirke getheilt, und dort mit Sennhütten versehen.

Während die Männer den Sommer auf den Alpen verleben, haben die Weiber das Gras im Thale als Heu für den Winter aufzubringen, das kleine Ackerfeld — wenn ein solches vorhanden ist — zu bebauen, das Winterholz weit herzuschaffen und die übrigen Wirthschaftsgeschäfte im Wohnhause zu bestreiten. Alle Lebensmittel, mit Ausnahme von Käse und Milch, ferner die Kleidung und die übrigen Bedürfnisse, müssen aus dem Geldertrage hervorgehen, welchen der Alpenhirt von dem Verkauf des jungen Rindviehes und der Käse, nach Teutschland, Frankreich und Italien ziehet. Das Rindvieh der Alpen ist zwar nicht von solcher Größe, wie das in den Niederungen, aber von schönerem Körperbau und sehr milchreich. Die Ziegen sind von so ausgezeichneter Schönheit, daß sie den Gemsen ähneln.

Indem die Alpen sich weiter aus den Hoch- in die niederen Gebirge und Thäler verflächen, aus dem Schneefelde über die Weiden das Ackerland hervorgeht, der einfache Alpenhirt zum civilisirten Städter sich umgestaltet; folgen in den Alpenländern alle diese Uebergänge mit einer

solchen Schnelligkeit, daß sie die außerordentlichsten Contraste, in Klima und Vegetation des Landes, in Lebensweise, in physischer und intellektueller Bildung der Menschen hervorbringen, und den Alpenländern hiedurch ihren größten, ganz eigenthümlichen Reiz verleihen.

Um die großen Naturschönheiten der Alpenländer unter einer Gesammtübersicht aufzufassen, finden sich in den Mittelgebirgen mehrere nur 6 — 7000 Fuß hohe Standpunkte, abgesonderte Berge, welche wegen ihrer hinreichend entfernten Lage von den viel höhern Centralketten, als Landeswarten berühmt sind. Nicht allein, daß von solchen Bergen, die in ihrem Horizont gelegenen niedrigeren Gegenden, mit großer Deutlichkeit wie auf einer Karte übersehen werden können, entfalten sich auch auf ihnen die Hauptgebirgsketten zu malerischen Totalansichten, wie man dieselben bei gleicher Ausdehnung selbst in diesen alles überragenden Hochgebirgen nicht erlangt.

Vor allen Gebirgen sind die Alpen, besonders die schweizer und italienischen, reich an Seen, diesem schönsten Schmucke aller Landschaften, des Gebirgs wie der Ebenen. In den mannigfaltigsten Gestalten, den verschiedensten Ausdehnungen bis zu einer Länge von 20 Lieues, umgeben von fruchtbaren Gestaden, schroffen Felsenmassen, oder ewig in den Winter gekleideten Ufern; liegen diese durchsichtig reinen Wasserbehälter wie Juwelen von flüssigem Aquamarin oder Saphir, sowohl in den tiefsten Thälern, als auf den höchsten Gebirgsjochen. Mit Ausnahme der kleineren Hochseen stets von Flüssen durchströmt, fallen in diesen Wasserbecken alle fremdartigen Erdtheile zu Boden, und die Ströme treten aus ihnen in so silberheller Reinheit krystallener Fluthen, wie dieß gleichartig in keinem andern Gebirge der Fall ist.

Noch größeren Ueberfluß haben die Alpen an Wasserfällen, jenen pittoresken Wasserstürzen, welche durch ihr Getöse, verbunden mit dem Rauschen der schnell strömenden Flüsse, das rege Naturleben in die Gebirge bringen, dessen Mangel die Ebenen so eintönig macht. Bereits in der Eisregion beginnend, und bis zu den niedrigen Gebirgen sich fortziehend, immer gekleidet in die herrlichsten Farben des Regenbogens, bilden diese Cascaden in den mannigfaltigsten Formen malerische Wasserstürze von allen Ausdehnungen des Wasserreichthums und der Höhe bis zu 800 Fuß, vom kleinen Bache bis zum 300 Fuß breiten Strome.

Auch in den Alpenländern ist in den letzten zwei Dezennien sehr viel für Straßenbauten und zwar bei den allergrößten Terrainhindernissen geschehen. Wo sonst die Kutschen schwerfälliger Hauderer sich schneckenartig fortschleppten, oder Gebirgsrosse und Maulthiere auf schmalen gefährlichen Saumpfaden gingen, da führen jetzt mehrere Kunststraßen die Eilwagen und Extraposten über die höchsten Gebirgsjoche.

Alle diese in raschem Umschwunge der Zeit eingetretenen Fortschritte, welche unter Beseitigung fast unbesiegbarer Terrainhindernisse, durch leichte Kommunikationen die Alpenbewohner mit dem Auslande mehr in Verbindung bringen, haben eine große Veränderung in den Volkscharakter übertragen.

Doch schon lange vor dieser Amalgamation war die frühere Originalität der einfachen unverdorbenen Gebirgsvölker durch Sittenverfall untergraben. Seit fast einem Säkulum hat die patriarchalische Lebensweise, die Sitteneinfalt und die offene kräftige Sinnesart der Aelpler nur noch als eine Fiktion Alles idealisirender Phantasten,

besonders der empfindsamen, so sinnig fühlenden weiblichen Touristen bestanden. Am wenigsten sind jedoch poetisch sentimentale Reiseberichte jetzt noch in der Schweiz an ihrem Orte, wo die prosaische Gegenwart nur die gehaltlosen Formen und abgenutzten Gebräuche einer weit gediegeneren Vorzeit übrig gelassen hat; an welche sich die Enkel kräftiger Altvodern, im Gefühl ihrer jetzigen Schwäche und im Bewußtsein ihrer gegenwärtigen Unbedeutsamkeit, ängstlich festklammern möchten.

Diese beschränkte ethnographische Andeutung muß hier genügen, da sich kein anderes Volk weniger unter eine allgemeine Charakteristik bringen läßt, als die Alpenbewohner. Von romanischer, germanischer und slavischer Abkunft; geschieden durch teutsche, französische und italienische Haupt-, ladinische und slavische Mischsprachen; getrennt durch politische und physische Gränzen; verschieden im Kultus und in klimatischen Verhältnissen, sind allen diesen Gebirgsvölkern nur ihre Alpen gemeinsam. Leider wollen indeß diese ausgedehnten Gebirge nicht mehr zur Ernährung ihrer zahlreichen Bevölkerung ausreichen, immer drängt die Noth einen Theil derselben zur längeren oder kürzeren Auswanderung nach allen Ländern Europas, um dort in mannigfaltigen Erwerbsquellen, vom militärischen Miethling bis zum Decrotteur, den Unterhalt zu verdienen; mit dem Erworbenen in die heimathlichen Berge zurückzukehren und dazu beizutragen, daß unter den angewöhnten Ausschweifungen aller Länder der Sittenverfall immer größer werde. —

## Das Reußthal.

Aus dem höchsten Gebirgsjoch des Gotthards sich unmittelbar herabsenkend, trägt dieses tief eingeschnittene

Querthal überall das großartige Gepräge der rauhen Alpennatur bis zum Vierwaldstädter See hinab, und ist in dieser Beziehung wohl das sehenswürdigste Thal der teutschen Schweiz.

Die Quellen des Flusses, nach welchem dieses Thal benannt ist, liegen auf der Wasserscheide des Gotthardspasses in dem kleinen Alpensee Luzendro, der mit einem andern benachbarten See, welcher den Ursprung des Tessino bildet, gemeinschaftlich aus den Abflüssen der Gotthardsgletscher sich füllt. Das Gebirgsjoch des Gotthard,[15] welches die Lepontischen Alpen rechtwinklich durchschneidet, ist eine ebene, schmale, mindestens eine Stunde lange Einsattelung von adrigem Granit und kleinkörnigem Gneuß, schon 6650 Fuß hoch ganz in der Eisregion gelegen, und noch von 3 — 4000 Fuß höheren, pyramidalen, mit ewigem Schnee belegten Felsenhörnern eingeschlossen. In diesem öden, eisigen Felsenthale, wo im Winter der Schnee oft 50 Fuß hoch lastet und stete Stürme herrschen, liegt das einsame ärmliche Hospitium zur Aufnahme der Reisenden, die jetzt auf einer in die Felsen gehauenen Kunststraße bequem im Wagen hier anzulangen vermögen, wo noch vor wenigen Jahren nur ein schmaler, steiler und gefährlicher Saumpfad durch diesen Paß von und nach Italien führte.

Demnach wurde dieser durch die Wolkenregionen gehende Saumpfad nicht allein von einem ganzen Heere unter Hunger und Kälte überschritten, sondern auch der Gotthardspaß unter blutigem Kampfe erstürmt.[16] Dieser Zug der tapfern Russen unter Suworoff hat durch die unparteiische Geschichte endlich seine verdiente kriegerische Bedeutung erlangt; wogegen jener hochgepriesene Uebergang Buonapartes über den ganz unvertheidigten Bernhardsberg,[17]

durch ausgeruhete mit Lebensmitteln reichlich versorgte Soldaten, fast zu einem romantischen Friedensmarsch herabgesunken ist.

Die neue Fahrstraße, der in unterbrochenen Cascaden stürzenden Reuß folgend, zieht sich in vielen Wendungen zwischen beschneiten Felsenmassen zwei Stunden lang hinab zum höchsten Dorfe Hospital, wo der eigentliche Gotthardpaß endet.

Oestlich von dem hohen Furcaberge[18] senkt sich nun das Ursern[19] als transversal und höchstes Thal in den Alpen, bei sehr geringer Breite 3 Stunden lang, bis zum Teufelsgebirge hinab, durchströmt von der Reuß. Augenscheinlich einst ein hoher See, bevor der Fluß das Teufelsgebirge durchbrach, gibt kein anderes Thal das Bild einer ächten Alpenlandschaft reiner und großartiger wie dieses. Eingeschlossen auf allen Seiten von hohen eisigen Granitgebirgen, deren tiefste Einsattelungen noch in einer Höhe von 6 — 7000 Fuß liegen, bestand die einzige Oeffnung des Thalkessels in einem tiefen Felsenschlunde, ganz ausgefüllt von dem Sturze der Reuß, über welche lange Zeit nur eine kleine Hängebrücke geleitete. Erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts (1707) wurde zu einem bessern Saumpfade das sogenannte Urner Loch geöffnet, indem man durch den angränzenden Felsen eine 200 Fuß lange unterirdische Gallerie brach, die jetzt für die breitere Fahrstraße erweitert worden ist. Auf den grünen Matten des Urner Thales, nur ein Weideland, liegen vier freundliche Dörfer, die höchste bewohnte Gegend in Europa; denn die mittlere Seehöhe des Flußbeckens beträgt noch über 5000 Fuß. —

Unmittelbar hinter der Ausmündung des Thales drängen sich senkrechte Felsmassen von mehr als 1000 Fuß Höhe

so eng aneinander, daß nur im Zenit ein schmaler Sektor des Himmelsbogen sichtbar bleibt, bis in welchen die Sonne nicht emporsteigen kann, und daher hier nur ein mattes Tageslicht verbreitet. In diesen dunklen Felsenschlund stürzt sich die Reuß zuerst in mehreren Cascaden, dann in einem Hauptsturz von fast 100 Fuß senkrechter Höhe unter Donnergetöse hernieder und eröffnet sich auf engem Raum ein erschütternder Kampf zwischen Erde, Luft und Wasser, den die Alpen nur in der Via mala am Hinterrhein auf gleich furchtbare Art zeigen. Das Volumen des in den Felsengrund herniederstürzenden und ihn fast ausfüllenden Wassers, erzeugt durch den Luftdruck einen fortwährenden Sturm, welcher die Wasserwogen hoch an den Felsen emporschleudert; und indem der schäumende Bergstrom durch seinen gewaltigen Stoß die Granitfelsen zu erschüttern scheint, wird er von diesen unter betäubendem Getöse zurückgeworfen. Nahe unterhalb von diesem großartigen Wasserfalle, verbindet eine neue Brücke durch einen Bogen beide Reußufer, indem der frühere Saumpfad zu einer Kunststraße umgestaltet ist, so daß die alte Teufelsbrücke[20], über welche sonst der Saumpfad führte, jetzt zu einer Ruine wird.

Der Uebergang der Russen 1799, über diese damals halb gesprengte, und unter dem heftigsten Feuer der Franzosen, durch mit Offiziersschärpen zusammengebundene Balken, einigermaßen hergestellten Reußbrücke, ist eine Unternehmung Suworoffs, deren Kühnheit man nur an Ort und Stelle ganz zu würdigen vermag. In der That ein Flußübergang so heldenmüthiger Art, daß er die durch gallische Fama so hochgestellten Erstürmungen jener zwei ganz unzerstörten Brücken von Lodi und Arcole sehr in Schatten stellt.

Von dieser Teufelsbrücke längs der Reuß in den fast zwei Meilen langen Schöllenenschlund, weiter abwärts bis zum Dorfe Wasen, behält das Thal fortwährend den wildesten Gebirgscharakter. Denn auf beiden Seiten thürmen hohe und steile Felsenwände sich so nahe an den Ufern des schäumenden Flusses empor, daß die Kunststraße, ohngeachtet sie in das feste Gestein eingehauen, doch bald auf das eine oder das andere Ufer verlegte werden mußte, wo die Terrainhindernisse nicht zu besigen waren. Zwischen Wasen und dem Dorfe Amsteg, gehen die Seitengebirge zwar weiter auseinander, ihre Schneegipfel tragen am Fuß auch schon Tannenwaldungen; aber bis zum Vierwaldstädtersee herunter wird dennoch keine große Veränderung bemerkbar. Vorzüglich ist hier die Thalgegend am sogenannten Pfaffensprung höchst romantisch, wo von den Gletschern mehrere Gießbäche einige Hundert Fuß hoch über die Thalseiten herunter stürzen, auch die durch Felsen auf wenig Schritt Breite zusammengepreßte Reuß einen größeren Wasserfall bildet.

Hierauf tritt östlich das wilde Schaechen in das Reußthal ein, und mehrere in der schweizerischen Freiheitsgeschichte bedeutsame Orte liegen in dieser Gegend, als: die Ruinen der Twing Uri, Dorf Bürgeln [21] und die kleine Stadt Altdorf, zu denen etwas weiter an den Ufern des Vierwaldstädter Sees noch Grütli Matte, [22] Tells Platte, und die hohle Gasse von Küßnach treten. Nachdem die hier stattgehabten Ereignisse, ohngeachtet ihrer Unbedeutenheit gegen die großen Freiheitskämpfe vieler anderer Völker, schon das Glück gehabt haben, einen pragmatischen Historiograph [23] und einen noch größern Dichter [24] zu finden, sind die Ausgeburten schweizerischer Poesie und Prosa, mit welchen alle diese Orte bedeckt wurden, wohl noch

viel unerquicklicher als früher. Nur den Schluß eines Epigraph in Tellskapelle der hohlen Gasse, welcher von der erzwungnen Freiheit also redet:

„Wie lange wird aber diese währen? —

„Noch lange, wenn wir die Alten wären;"

möchten die jetzigen Schweizer beherzigen, und sich erinnern, daß sie ihre gegenwärtige Unabhängigkeit nicht ihrem Blute und unentblößt gebliebenen Schwerte zu verdanken haben; sondern diese Freiheit im Frieden 1814 als ein Geschenk von den drei nordischen Mächten empfingen und noch besitzen.

Der Vierwaldstädter See, von der Reuß gebildet und durchströmt, hat mehrere große Buchten, welche in verschiedenen Richtungen zuweilen Stunden weit von dem Hauptbassin abgehen; durch ihre unregelmäßige zerrissene Figur große Mannigfaltigkeit in die Ansichten der Ufer und stete Abwechslung in die gesammte Seelandschaft bringen. Nur eine Uebereinstimmung trägt sich in dem ganzen 9 Schweizer-Stunden langen See fort, daß er ein großes 8 — 900 Fuß tief mit hellgrünem Wasser ausgefülltes Felsenbecken ausmacht, welches von 7 — 8000 Fuß hohen Bergen umgeben ist, die sich zuweilen in tausend Fuß hohen Felsenwänden steil in seine Fluthen hinabsenken. Nur wenige Ortschaften konnten sich daher unmittelbar am Ufer anbauen, die auch gewöhnlich nur durch den See mit einander in Verkehr stehen; während die Landverbindung auf mühsamen, in großen Umwegen laufenden Fußpfaden bewerkstelligt wird. Lange Schlagschlatten der hohen Uferberge streichen über den Seespiegel hin, der kaum in der Mittagszeit von der Sonne ganz beleuchtet wird. Laub- und Nadelhölzer bekleiden die Bergabhänge in malerischer Gruppirung; und abgesehen von der hiesigen

Großartigkeit der Massen, erinnert vieles an die romantische Wildheit der norwegischen Seen.

Unter den Bergen, welche den Vierwaldstädter See umgeben, ist der Rigi vor allen berühmt, wegen der herrlichen Fernsicht von seinem wenn auch kaum 6000 Fuß hohen Gipfel, ein Vorzug, den dieser Berg seiner isolirten äußerst günstigen Stellung zwischen den Glarner, Urner, Berner Alpen, und den niedrigen Schweizergebirgen verdankt. Diese erste und großartigste Landeswarte in sämmtlichen Alpenländern entfaltet ein weites Panorama vom Bergkulm, eingerahmt gegen Süden durch die gigantischen Kolosse der höchsten Schneegebirge, über welche das Finsteraarhorn und die Jungfrau ihre schneeigen Häupter strecken; während das Rundgemälde gegen Norden die Spiegelflächen von 13 Seen zeigt, und die reizenden Thäler, Städte, Dorfschaften, welche in 15 Kantonen gelegen sind. Doch weniger die Ausdehnung dieser Kreisfläche — denn auf vielen andern Bergen sind die Gesichtsradien bis zum Horizont weit länger — sondern der ergreifende Contrast zwischen der nördlichen und südlichen Fernsicht ist es, welcher hier einen unvergleichlichen Eindruck hervorbringt. Zwar ist die Alpennatur überall reich an solchen Gegensätzen, kein anderer Berg aber stellt die rauhe Hoheit der Schnee- und Eisgebirge in dieser Ausdehnung der freundlichen Anmuth niederer Gebirgslandschaften so unmittelbar gegenüber; und nur der Anblick des Meeres mangelt, um die Aussicht vom Rigikulm noch über die vom Vesuv und Aetna zu erheben.

Nördlich vom Vierwaldstädter See zeigt sich das sehr malerisch gelegene Luzern.[25] Von dieser freundlichen Stadt, deren deutsche Bewohner gänzlich der katholischen Religion zugethan sind, führt der Weg durch die sogenannte

hohle Gasse, an den Ruinen der Zwingfeste Geßlers vorüber, in einigen zu den blaugrünen Wassern des kleinen Zugersees in einem Thalkessel, welcher von Albis, Rigi und dem 7000 Fuß hohen Pilatusberge umgeben ist. Der Zugersee wird von dem Züricher durch das nur 3000 Fuß hohe Albisgebirge geschieden, von dessen höchstem Gipfel, der Hochwacht, die nördliche Schweiz bis an die Gränzen von Teutschland, ein Theil des Jura, der Boden- und der Wallenstädter See zu übersehen ist.

Der Züricher See im angränzenden Thale der Limmat, zwar ansprechend durch die hohe Bodenkultur der Ufer und einen zusammenhängenden Kranz wohlhabender Fabrikortschaften, hat malerische, aber keine großartige Gebirgsumrisse, die überall in der nördlichen Schweiz nicht vorhanden sind.

Die Stadt Zürich, sehr anmuthig am Ausfluß der Limmat aus dem See gelegen, hat in dem Kreuzgang des Münster eine bauliche Sehenswürdigkeit. Die Einwohner sind thätig und industriös, auch ist die Stadt als Pflegerin der Wissenschaft in der deutschen Schweiz bekannt. Die Festung beschränkt sich auf einen bastionirten Wall und einige Außenwerke, welche indeß von den benachbarten Bergen dominirt werden. Auf dem an die Stadt gränzenden Schlachtfelde rettete Massena[26] Frankreich, indem er die russisch-östreichische Allianz zu einer Zeit trennte, während welcher Buonaparte mit dem Kern des französischen Heeres seinen abentheuerlichen erfolglosen Zug im Orient verfolgte, wo Frankreich dieser Armee so nothwendig bedurfte. —

## Das Rheinthal.

Vom Zürcher See kaum eine halbe Tagreise entfern fließt der schöne Rheinstrom, sein Dasein lange vorher

durch das Donnergetöse des größten europäischen Wasserfalles verkündend.

Der Rheinfall behauptet diesen Vorrang nicht wegen der Höhe seines Wassersturzes, der nur 75 Fuß beträgt, sondern wegen der über 400 Fuß ausmachenden Breite des Falles, bei einer reichen Fülle der Wasserfluthen. Die prächtige Naturscene ist gelegen am Rande eines großen Felsenkessels, bekrönt von zwei isolirten Felsenriffs, durch welche sich der Rhein in einer einzigen ungebrochenen Wassermasse, an einer Kalksteinwand in den Gebirgskessel hinabstürzt. Die Herrlichkeit dieses Wasserfalles ist nicht von einem Standpunkte aufzufassen, bei drei verschiedenen Ansichten, jede von eigenthümlicher Schönheit. Die Frontalansicht vom Schlößchen Wörth zeigt zwar den Katarrakt in seiner ganzen Breite, doch ist der obere Theil des Sturzes hier nicht zu überschauen. Diese Hauptansicht ist berühmt wegen des Farbenspiels, in welchem die krystallenen Wogen unter Beleuchtung der Sonne, besonders des Abends wechseln. Nicht nur alle Farben des Regenbogens sind auf den großen Wasserwellen abgedrückt; sondern der in die Luft geschleuderte Wasserstaub bildet in jedem Tropfen einen strahlenden Brillan t, nur noch von größerem Feuer und Farbenton, so daß hier kein Bild der Phantasie die Wirklichkeit zu erreichen vermag. —

Die obere Ansicht von dem 200 Fuß hoch über dem Strombett gelegenen Schloß Lauffen, gibt zwar eine Hauptübersicht des ganzen Wasserfalles, jedoch nur in der Verkürzung en vue d'oiseau, wodurch viele einzelne Schönheiten verloren gehen. Endlich die Seitenansicht von der Fischez, einem Felsen, der vom linkeu Ufer in die schäumenden Wogen des Wasserfalles vortritt, läßt den Katarrakt in seiner größten elementarischen Naturkraft erkennen,

eingehüllt von Wolken des Wasserstaubes. Das betäubende Getöse dieses Kampfes,[27] zwischen Wasser und Felsen, erinnert an die Brandung des Meeres in den norwegischen Sciären; nur daß die Wasser hier von oben, dort von unten anstürmen. Denn nirgend zeigt die Natur ihre dynamische Thätigkeit, sei dieses nun in Fall- oder Hebungskräften, durch Wasser oder Feuer, wohl mächtiger als in den großen Wasserfällen, in den Meeresbrandungen und an den Vulkanen. —

Das nördliche Rheinthal oberhalb des Rheinfalles, nur in der Trasitionsformation der Mittelgebirge gelegen, und den großen Bodensee einschließend, entspricht erst dann den in der Schweiz so hoch gesteigerten Anforderungen an Naturschönheit, wo dasselbe oberhalb Chur in die Hochgebirgsformation eintritt.

Diese Umwandlung des Thales findet dann in so großartiger Weise statt, wie die Alpen sich in gleich wildromantischem Typus nur im Reußthale darstellen. Denn Graubündten auf allen Seiten umfangen von hohen Schneegebirgen, und durchzogen von wenig niedrigeren Gebirgsketten, ein rauhes wenig bevölkertes Land, stellt sich zur Schweiz fast in ein ähnlich abgeschlossenes Verhältniß, wie letztere zu Europa. Vorzüglich in den drei Rheinthälern und dem Davoser Thal — letzteres nach dem Urner das höchste Alpenthal — welche zusammen das alte Rhätikon bildeten, tritt die Wildheit des Gebirgslandes am kühnsten hervor. Alles, was der Schnee, fast 300 große Gletscher, und die zerrissenen Felsengeschiebe übrig gelassen, ist von schwarzen Föhren bedeckt, so daß die Thäler bei trüber Witterung, wenn die Wolken auf dieser Waldregion lagern und die hohen Bergscheitel einhüllen, ein abschreckendes Ansehen haben. Zwar sind die rauhen Thäler in dem

norwegischen Dovre Field und den Kjoelen noch schneereicher, aber wegen viel geringerer Berghöhe weder so unheilvoll durch Lawinen, noch so gefährlich durch Abgründe wie die hiesigen, in deren finsteren Tiefen die Gebirgsflüsse (Tobel) schäumen, an deren unterwühlten Rändern einer, und steilen Felsenwänden anderer Seits die schmalen Bergpfade sich fortwinden müssen.

Bei dieser Unfruchtbarkeit der Gebirgsabhänge und den schmalen von Flüssen zerrissenen Thalgründen ist wegen Mangel an hinreichenden Triften die Viehzucht nur gering, vom Ackerbau nur wenig bemerkbar; wohl aber die hieraus hervorgehende Armuth der Einwohner. Hinter ihren wilden Bergen sind diese Abkömmlinge der Rhätier nicht viel vorgeschritten, wozu viele alte Gebräuche, die oft nichts weniger als sittlich sind, beitragen.

Eine große Zierde der graubündtner Alpenthäler sind die zahlreichen Burgruinen, welche die fast unersteiglichen Spitzen von mehr als fünfzig Vorbergen krönen. Einige dieser Felsenkastelle wurden von Drusus und Hadrian zum Schutz der Rhätia propria gegen die germanischen Barbaren errichtet, andere Bergfesten von Karl dem Großen aufgebaut. —

Der bis Chur schiffbare Rheinstrom theilt sich bei Reichenau, wo das Vorder-Rhein- von dem Hauptthal in westlicher Richtung abzweigt, und sehr erweitert ist durch die Verwüstungen, welche der Fluß in einem Thale anrichtet, wo die weniger consistente Thonschieferbildung vorherrscht. Besonders groß sind diese Wasserzerstörungen des 2 — 300 Fuß breiten stark fallenden Vorder-Rheins, zwischen Hohentrinx und Lax, in einer unbewohnten mehrere Stunden langen Gebirgswildniß, die Tawurra genannt, durch welche kein Pfad geleitet, und die daher wenig

bekannt ist. In dieser von starren Felsenklippen umgebenen dicht bewaldeten Einöde führt der Fluß unter weithin hallendem Getöse seinen Zerstörungskrieg mit den angränzenden Thonschieferfelsen; und indem er dieselben von unten bearbeitet, schneiden die aus den Gletschern herabstürzenden Wildbäche tiefe Tobelschlünde von oben ein. Solchergestalt auf zwei Seiten unterwühlt, und durchklüftet, stürzen sodann ganze Bergwände unter furchtbarem Krachen auf einmal in den breiten Strom, der dann seine Wuth an den mächtigen Trümmern bis zu deren Zerstörung ausläßt. Weiter stromaufwärts am hohen Döдiberge, wo die alte Benediktiner-Abtei Dissentis[28] gelegen, ergießt sich der Mittel- in den Vorder-Rhein; und an den Ufern des letzteren empor enden unmittelbar an der Gletscherregion die Wohnungen im höchsten Dorfe Chiamut. In vier Stunden von hier ist die Gebirgskette erstiegen, welche vom Gotthard herankommend, das Urner Thal von Graubündten scheidet, auf deren Höhe vom Baduz, Crispalt und andern Schneebergen umgeben, in einem Felsenkessel der von Gletscherbächen gebildete Oberalp See gelegen ist, welcher eine von den Hauptquellen des Rheinstroms verschließt. Während die Gletscher und Schneefelder bis an die Ufer dieses hochgelegenen Sees herabreichen, spiegeln sich auf seiner klaren Oberfläche die von Wolken umstürmten spitzen Zacken der steilen Felsenhörner; zusammen eine der schönsten Hochalpscenerien von ruhiger Erhabenheit in einer einsamen Gebirgswüste bildend, deren Stille nur 1799 durch blutige Kämpfe gestört wurde, wo mehrere österreichische Bataillons ihren Untergang fanden.

Anders als das Vorder-Rheinthal ist das des Hinter-Rheins, überall weit enger geschlossen und doch viel weniger zerstört als jenes, Folge der größeren Festigkeit seiner

Granit- und Urkalksteingebirge. Eine schöne erst unlängst vollendete Kunststraße führt von Reichenau abwechselnd an dem einen oder andern Ufer des Flusses zum Splügenpaß empor, und verbindet nunmehr auch durch Graubündten das südliche Teutschland mit Italien. Doch schon oberhalb Thusis beginnt das Thal des Hinter-Rheins sich in eine 1½ Meilen lange Felsenschlucht zu verengen, die kaum Raum für die Straße und den Strom gewährt. Der Eingang dieses Felsenpasses wurde sonst durch die Bergveste Hohenrhätien vertheidigt, deren Ruinen malerisch auf einem sehr hohen steilen Felsen liegen. Mit welchen Gefahren, durch Lawinen und Bergstürze, dieser Weg verbunden war und zum Theil noch ist, sagt der Name Via mala. Nur die Schöllenen und das Innthal bei Finstermünz, haben gleich finstere und tiefe Felsenschluchten, auch Seitengebirge, die bei ähnlicher Höhe und Steilheit das Flußthal einengen, doch keine Abgründe wie die, in welche der Rhein hier neben der Straße in furchtbaren Tiefen rauscht. Erst am Fuße des Splügenberges, wo das gleichnamige Dorf gelegen, öffnet sich das Rheinthal zu einer etwas größern Breite, und die Kunststraße verläßt die Ufer des Stromes zum Gebirgsjoch des Splügen emporsteigend; während der Rhein seine westliche Richtung noch zwei Meilen bis zu dem prächtigen Rheinwaldgletscher verfolgt, wo unter Eisgewölben seine eigentliche aber unerreichbare Quelle verborgen liegt.

Zu dem Schamser Thale noch zwei Stunden weit windet sich die Kunststraße jetzt sehr steil zum höchsten Punkt des Splügenpasses 6451 Fuß empor, wo ein Wirthshaus und das lombardische Douanengebäude auf Campo Dolcino gelegen ist. Noch viel höhere Berge, worunter das 9800 Fuß hohe Tombenhorn, umgeben das Gebirgsjoch.

Die Senkung der Straße vom Gebirgskamme nach Italien ist steiler als an der Nordseite, durch die Cardinellfelsen bis zum ersten italienischen Dorfe Isola, dann neben den Wasserfällen der Lira, der Acqua fraggio und Poggione vorüber, immer weiter im Jakobsthale hinab zur Stadt Chiavenna, wo die ebenen Flächen Oberitaliens beginnen und die Alpen enden.

So wurde denn nach siebenjährigem Bau eine Straße vollendet, die 18 Lieues lang und 15 — 17 Fuß breit, für Lastwagen fahrbar ist. Doch außerordentlicher Art waren die Hindernisse des Terrains, welche besiegt werden mußten; durch große Felsensprengungen und Arbeiten im härtesten Gestein, durch Aufmauerungen an Abgründen oft höher als 600 Fuß, mittelst Felsengallerien (Tunnels), die sich bis zum Comer See hinab erstrecken, Ausfüllung von Gebirgsschluchten, Wölbung vieler Brücken, oder Verlegung des Strombettes. Immer blieben indeß diejenigen Schwierigkeiten, welche die Steilheit des eigentlichen Splügenberges entgegenstellte, die bedeutsamsten, und zwar um so mehr, als hier dem gewöhnlichen Zuge der im Winter herabstürzenden Lawinen auszuweichen oder vor ihnen zu schützen war. Daher liegen an der schweizerischen Seite des Splügen 15 Wendungen des Weges übereinander, erhaben. Ferner bedurfte es vieler gewölbter Lawinen-Schutzdächer, die zusammen fast 3000 Fuß lang, und Wetterhäuser zur Zuflucht der Reisenden, sowie der Straßenwärter bei den furchtbaren Schneestürmen in diesen eisigen hohen Gebirgsregionen, wo in den 6 Monate dauernden Wintern der Schnee 10 — 20 Fuß hoch die Straße bedeckt.

Obgleich Macdonalds [20] Zug über den Splügen ebenfalls nur ein Gebirgsmarsch wie der Buonapartische ohne

Widerstand gewesen ist, so waren doch die Drangsale und Verluste wegen des viel schwierigern Ueberganges hier weit größer, da auch die Mundverpflegung mangelte.

## Das Innthal.

Die Quellen des Inn, eigentlich der Donau, weil vielbeträchtlicher die Wasserfluthen sind, mit welchen der erstere bei Passau zuströmt, liegen zwar kaum sechs Meilen von denen des Rheins und noch näher am Splügen; nur einem geübten Gemsjäger möchte es jedoch gelingen, auf diesem geraden Wege durch jene Gegenden zu dringen. Vom Rhein zum Inn führt gegenwärtig der gangbarste Saumpfad durch das Davoser Thal, in welches man durch die Zügen — von den häufigen Lawinenzügen so benannt — gelangt, eine schmale und tiefe Felsenklause von zwei Wegesstunden Länge.

Das Davoser Thal,[30] gelegen in einer Höhe von 4500 Fuß, ist eine der höchsten bewohnten Alpengegenden, erst im vierzehnten Jahrhundert bevölkert, nur Weideland und nur zur Viehzucht geeignet. Auf drei Seiten durch Schneegebirge eingeschlossen, ohngefähr 7 — 8 Stunden lang, für drei Saumpfade über den Skaletta, Flüela und Albula nach dem Innthale. Alle diese Gebirgsjoche sind über 6500 Fuß hoch in der Eisregion gelegen, und von noch höheren Schneegebirgen überragt. Schon während des Sommers nur mit großen Beschwernissen zurückzulegen, sind diese Saumpfade im Winter größtentheils ungangbar und geschlossen durch unermeßliche Schneelager, da die rhätischen Alpen rauher und schneereicher wie alle anderen sind.

Das Thal des Inn kann nur bis zur Hauptstadt Tyrols als ein Alpenthal angesehen werden, weil weiter

hinab seine Begränzungen nur Mittelgebirge sind. Ganz zu Graubündten gehörig, ist das Oberinnthal oder das Engadin nur von beschneiten Hochgebirgen umgeben, geht aber weiter abwärts an den Flußufern aus dem Weide- ins Ackerland über. Die Einwohner sind wohlhabend, indem sie als Conditoren alle Theile Europas durchwandern und zuletzt reicher an Bildung und Vermögen hieher zurückkehren, um das heimathliche Thal zu kultiviren und mit wohlgebauten Ortschaften zu besetzen.

Erhebt sich das Auge von den freundlichen Flußufern weiter in die Waldregion zu den kegelförmigen Vorbergen empor, so erscheinen auf ihren fast unzugänglichen Gipfeln die Ruinen mehrerer Römerkastelle und die Reste einer viel größeren Anzahl mittelalterlicher Bergfesten, unter denen die Hadrians-Schlösser, die Burgen Steinsberg, Tarasp, Petersberg und Tschanuff sich auszeichnen. Hoch über diese Pygmäenbauten ragen die Werke der Natur zu den Wolken empor, in beschneiten mächtigen Zinnen auslaufend, vor denen jene Burgen nur wie Nadelspitzen erscheinen.

An den Gränzen Tyrols bei Martinsbrück schließt ein Gebirgszug das Oberinnthal, welcher sich von der 14,200 Fuß hohen Ortelspitz herniedersenkt und vor Durchbrechung des Flusses das Engadin zu einem See gestaltet haben muß. Mag indeß die causa prima dieser tellurischen Umwandlung hier neptunischer oder plutonischer Art gewesen sein; genug die Gebirgsdurchbrechung hat die Felsenklause von Finstermünz in drei Wegstunden Länge zurückgelassen, welche an Großartigkeit wenige ihres Gleichen hat. Begränzt von hohen Felsenwänden, die so nahe zusammenrücken, daß zwischen denselben und dem in unabsehbarer Tiefe rauschenden Inn nur ein schmaler gefähr-

licher Fußpfad für die seltenen Wanderer übrig bleibt, welche diesen Felsenschlund besuchen, wo sich überhaupt nur eine einzige ärmliche Hirtenwohnung angesiedelt hat. An den Orten, wo die Tiefe der Felsenschlünde den Anblick des Stromes nicht verwehrt, sieht man den engzusammengepreßten Fluß tobend eine Schaumwelle über die andere entsenden, den Wasserstaub hoch empor schleudern, oder in ununterbrochenen Stürzen mit unerschöpflicher Kraft sich fortarbeiten. Finstere Waldungen umgeben diese wilden Klüfte, brausende Tobel stürzen von den Seitengebirgen unaufhaltsam herunter, und die Häupter der im Schnee glänzenden Hochgebirge bilden einen Wolkenkranz über diese merkwürdige Alpengegend.

Zur Verbindung mit Tyrol, unter Vermeidung dieses Felsenpasses, schließt sich der Weg aus Engadin an diejenige Kunststraße an, welche aus der Lombardei durch das Wormserjoch[31] nach dem Innthale führt und bei Dorf Finstermünz in dasselbe ausmündet. Diese schöne Straße, fast stets den klaren grünen Wassern des breiten Stromes folgend, geleitet durch das großartigste Alpenthal Teutschlands, bis zur Hauptstadt Tyrols; denn die Seitengebirge des Innthales sind hier noch eben so hoch, bis in die Schneeregion emporreichend, wie in Helvetien. Aber die tyroler Alpen zeigen ihre hochländische Scenerie nicht in gleich mannigfaltigen Bildern, wie die schweizerischen mit ihren vielen Seen und reichen Triften, mit den zahlreichen Städten und Dörfern. Denn rauher sind die teutschen Alpen bei einem kälteren Klima, ausgedehnter die Schneefelder, und weiter hinab reichen ihre Gletscher oder Ferner; während die Berglehnen mit weniger Dammerde bedeckt sind und mehr kahle nackte Felsenmassen zeigen, wie in der Schweiz. Selbst dieses wenige als Trift oder Ackerstück

taugliche Erdreich wird alljährig noch vermindert durch die vielen reißenden Wildbäche an den Gebirgsabhängen, und in den Thalgründen durch häufige Bergstürze oder Murren der äußerst steilen Felsenwände, die das mühsam angelegte kleine Fruchtfeld mit Steingeröll und Sand überschütten. Nur teutscher Fleiß und Betriebsamkeit vermochte unter solchen Verhältnissen, durch Anbau von Buch=, türkischem Weitzen und Erdäpfel, dem Boden die Nahrung abzugewinnen; welche für eine weniger große Bevölkerung auch zureichen würde. Da die Consumtion indeß viel beträchtlicher als der Bodenertrag ist, so ist ein Theil der Einwohner während des Sommers genöthigt, als Bilder=, Holzwaaren=, Teppich= und Lederhändler im Auslande so viel zu erwerben, um hievon während des Winters in der Heimath leben zu können. Nächst der Viehzucht muß die Jagd auf Bären, Wölfe, Luchse, Gemsen und Steinböcke manches beisteuern, da der Tyroler ein vortrefflicher Schütze ist, der selten das Haus ohne seinen Brodvater, die Büchse, verläßt. Die Männer sind die kräftigsten und wohlgebildetsten in der germanischen Raçe, doch um so weniger sind die Frauen mit Körpervorzügen hier bedacht. Auch die wohlbekannte Redlichkeit der Tyroler ist noch nicht in jene Chrysomanie wie bei andern Gebirgsvölkern aufgegangen, obgleich der Nervus rerum gerendarum nicht unbekannt geblieben ist. Bekannt ist der feste streng katholische Sinn, der Patriotismus der Tyroler, und die aufopfernde Anhänglichkeit, welche dieses tapfere Gebirgsvolk ihrem angestammten Herrscherhause immer und besonders in dem Volkskriege 1809 bewiesen; Heldenthaten undisciplinirter Landleute gegen kriegsgeübte zahlreiche Armeecorps, von denen hier jeder Ort Zeugniß ablegt.

Sehr malerisch sind in Tyrol diejenigen Ortschaften

gruppirt, welche am obern Rande der die Thäler begränzenden Seitengebirge gelegen, über hohe steile Felsenwände herniederschauen, und vom Thalgrunde aufwärts gesehen, sich mit ihren Kirchen oft wie kleine Punkte verlieren.

Mit Burgruinen ist das Innthal hier zwar ebenfalls geziert, jedoch nicht mit der Anzahl wie im Engadin. Die Bergkegel, welche diese Schlösser krönen, sind so hoch, daß dagegen diemit Burgen besetzten Berge des Rheingaues nur zu Hügeln herabsinken, und vom Thale aus unzugänglichen Adlerhorsten gleichen. Herrlich an den Ufern des Flusses, sowohl das breite Thal als die Hauptstadt Tyrols beherrschend, ist die noch bewohnbare Fürstenburg Ambraß gelegen, ebenso bekannt wegen der reichen mittelalterlichen Kunstsammlung, die jetzt das Museum im Belvedere zu Wien vervollständigt, als durch den Aufenthalt Erzherzogs Ferdinand und der berühmten Welserin.[32]

Auch dürfen im Innthale nicht unbeachtet bleiben diejenigen Orte, wo 1809 nur tapfere Landleute geregelte Truppen-Corps in die Flucht schlugen: wie am Berge Isel und an den Felsenwänden der Scharnitz, an den Brücken von Prutz und Panlatz, endlich bei Zams und Landeck. Alles ganz andere Thaten, wie die schweizerischen Bergvölker in diesem Jahrhundert verrichteten.

Die Lage von Insbruck am Ufer des schönen Innstromes, ausgebreitet über einen grünen Rasenteppich, und umgeben von 7 — 8000 Fuß hohen steilen Bergen, welche so unmittelbar zur Stadt hinein schauen, daß aus allen Straßen der Gesichtskreis an diesen Felsenwällen endet, vereinigt die Hoheit einer Gebirgs- mit der Anmuth einer Thallandschaft. Die Stadt hat eine ländliche Bauart, mit einzelnen bedeutenden Gebäuden: wie die Pfarrkirche, die Hofburg und das landständische Versammlungshaus.

Keine Kirche in Teutschland besitzt eine so große Anzahl von Werken altdeutscher Plastik, wie die hiesige Hofkirche in Grabesdenkmälern, besonders in Statuen aus Erz. Alle diese Monumente stehen indeß zurück vor dem großartigen Grabmale Kaiser Maximilian I., ein Sarkophag, auf dessen Deckel die Statue des Kaisers in Bronze, und an den Sargseiten in Marmor ausgeführte Anaglyphen vertheilt sind. Im Mittelschiff hat man 23 Bildsäulen von halber Lebensgröße, zwischen den Kirchenpfeilern noch 28 Colossalstatuen, sämmtlich in Bronze aufgestellt, die Mitglieder des habsburgischen Stammes, mittelalterlichen Helden und gefeierten Männern gewidmet sind. Wiewohl diese Werke altteutscher Toreutik größtentheils ohne Kunstwerth behandelt sind, so verursacht doch die Zusammenstellung und die Ausführung von 51 ehernen Statuen, die das Mausoleum umgeben, eine Gesammtwirkung eigenthümlicher Art. Auch das Andenken Hofers[33] ist hier durch ein marmornes Standbild geehrt worden. Unter den Grabmälern in der angränzenden Silberkapelle, befindet sich das Erzherzog Ferdinands und seiner Gemahlin, der ebenso reitzenden als tugendreichen augsburgischen Bürgerstochter.

## Das Aarthal.

Wenn man vom Gottharsberge das Urserntihal in nordwestlicher Richtung durchschreitet und das Teufelsgebirge überstiegen, zeigt sich diejenige wilde Gebirgsgegend, welche die Grimsel heißt, in deren Gletscherschluchten die Quellen der Aar liegen. Doch führt das Flußbecken nicht den Namen des Stromes, sondern bis zum Brienzersee den des Haslithales,[34] auch ist es durch einen Felsenpaß, welchen die Aar gesprengt, gesondert in das Obere und Untere Thal. Das obere Haslithal ist reines Alpenland,

und die Seitengebirge zeichnen sich in ihrer Form, wie an der Gadmenwand dadurch aus, daß auf ihrem Kamm hohe ganz senkrechte Felsenmassen, wie eine besonders aufgebaute Granitmauer emporstreben. Das untere Haslithal, bereits in den Gebirgen der Transitionsformation, zeigt Bodencultur mit gleichzeitig steigendem Wohlstande. Der größte Schmuck beider Thäler sind jedoch ihre vielen Wasserfälle, Gießbäche, welche den Gletschern entströmen und über die Seitengebirge herab in die Aar stürzen.

Der größte Wasserfall in diesem Thale ist der des Reichenbaches unfern Meieringen, ein Ausfluß von den Eisfeldern des hohen Wetterhorns, insbesonders des Rosenlauigletschers. Wenn schon dieser Catarrakt seinen Fall in neun terrassenförmigen Absätzen vollbringt, und die vereinzelnten Cascaden in keine Hauptübersicht vereinigt werden können; ist doch der untere Sturz allein so beträchtlich, daß er eine Wassersäule von 30 — 40 Fuß Breite, bei einer senkrechten Höhe von mindestens 200 Fuß darstellt. —

In den Ebenen des Berner Oberlandes bildet hierauf die Aar den Brienzer und Thuner See, welche nur durch eine Wegstunde Raum von einander getrennt, fast ein Ganzes ausmachen. Beide Seen gehören zu denen, welche die Natur mit einer zarten Staffirung versehen hat, durch fruchtbare Hügelflächen, zahlreiche schön gebaute Ortschaften: wie Interlacken, Unterseen und Thun, wo viele Fremde den Sommer verleben. Auch ist diese malerische Seelandschaft nicht entblößt von Gebirgsprospekten, da sich in der Entfernung die Berner Alpenkette in ihren Abstufungen bemerken läßt.

Weiter durchströmt die Aar nun die gesegneten Fluren des Berner Landes bis zur Hauptstadt, zwischen Getreide-

feldern, Obstpflanzungen und üppigen Wiesengründen, eingehegt von lebendigen Hecken wie in England, während eine Kunststraße diesen 4 — 5 Meilen langen Fruchtgarten durchschneidet. Bern[35] wiewohl in der Schweiz schon eine bedeutende Stadt, hat außer dem im germanischen Style durchgeführten Münsterbau, der weiten Aussicht von den städtischen Terrassen nach den Berner Alpen, nichts was die Aufmerksamkeit zu fesseln vermag.

Von den zum Flußgebiet der Aar gehörenden Seitenthälern sind es besonders das Grindelwald- und Lauterbrunnenthal, welche das Berner Oberland unter die reizendsten Distrikte der Schweiz erheben. Nach dem Grindelwaldthale führt aus dem Hasli ein Saumpfad über den Rosenlauigletscher am Fuße des Wetterhorns und dem bis zu 13,170 Fuß sich erhebenden Schreckhorn vorüber, wo von der Schwarzwaldalp herab das ganze Grindelwaldthal einer, und die beiden vorgenannten kolossalen Berghörner anderer Seits, in größter Deutlichkeit zu überschauen sind. —

Das Grindelwald- ist breiter, sonniger und weniger wild romantisch, als die engen Reuß- und Rheinthäler; dagegen zeigt es eine ergreifende Hoheit und ruhige Größe, die von der mächtigen Berner Alpenkette ausgehen, in welcher hier das Silber- u. Vieschhorn, der Mettenberg u. große Eiger, sämmtlich Berge von 12 bis 13,000 Fuß, stehen, belastet mit weiten Schnee- und Eisfeldern. Der gewaltige Eindruck, welchen solche Berggiganten überall hervorbringen, wird hier noch dadurch gesteigert, daß keine Vorberge vorhanden sind, indem diese Kolosse mit 5 bis 6000 Fuß hohen, fast senkrechten und breiten Felsenwänden bis auf den Grund des Thales, ohne Absatz sich herabsenken, auf eine so erstaunliche Weise, wie dieß die Gebirge

Europas nicht weiter darstellen. Wegen der fast lothrechten Stellung dieser Felsenwände können die Eislasten der auf ihnen ruhenden Gletscher nicht allmählig, sondern nur durch Sturz als Eislawinen in das Thal gelangen, daher diese Schlaglawinen im Sommer hier sehr häufig sind. Nur zwei hohe Bergschluchten senken sich durch diese Granitmauer in das Grindelwaldthal herab, die von dem großen und kleinen Grindelwaldgletscher ausgefüllt werden.

Durch die nur 6300 Fuß hohe Wengeralp wird das Grindelwald- von dem Lauterbrunnenthale getrennt. Weit bekannt ist diese Alp wegen der herrlichen Aussicht auf die Berner Alpenkette, denn wie ein 12,000 Fuß hohes Amphitheater erhebt sich dieses Centralgebirge mit seinen mächtigen Strebepfeilern: dem kleinen Eiger, dem Mönch-, Breit- und Tschingelhorn, sämmtlich überragt von dem 13,200 Fuß hohen Finsteraarhorn. Mit dieser Ansicht ist aber auch wegen der Höhe des Standpunktes auf der Wengeralp eine Uebersicht der hohen Schnee- und Eisfelder verbunden, welche in dem Grindelwaldthale nicht zu erblicken sind. Diese Schneefelder ziehen sich hier unabsehbar bis nach dem jenseitigen Walliserlande fort.

Vorzüglich ist in dieser Hinsicht die 12,800 Fuß hohe Jungfrau ausgezeichnet, welche ein fünf Meilen langes und drei Meilen breites Eisfeld darbietet. Geschützt durch viele Annäherungshindernisse, gefährliche Schlünde, große Spalten und tiefe Klüfte, hatte die Jungfrau ihre Besteigung stets zu vereiteln gewußt; erst im Jahre 1828 gelang es einem kühnen unternehmenden Mann, sie zu erklimmen. Die Wengeralp ernährt zahlreiche Heerden des vorzüglichsten Rindviehes, die ohne Hirten frei auf den Rasenmatten weiden, sich allein gegen Wölfe und Luchse vertheidigen, und doch folgsam dem Kuhreigen oder dem

schallenden Lockgesang der Hirten, sich um die Sennereien versammeln, die Heerkuh an der Spitze, unter dem Geläute ihrer Glocken.

Aus der Mitte der riesigen Jungfrau zieht sich eine enge Schlucht herab, bewässert von der weißen Lutschina, der schauerliche Trimletenschlund, aus welchem sich weiter das fünf Stunden lange Lauterbrunnenthal bildet, so benannt von den vielen Gießbächen, welche sich über die Seitengebirge herunterstürzen, tief eingeschnitten, sehr eng, und eingefaßt von vertikalen vielfarbig incrustirten Kalksteinfelsen. — Das Thal verdankt seinen Ruf hauptsächlich dem höchsten Wasserfall in den Alpen. Dieser Staubbach ist eine Cascade, welche sich 930 Fuß — also drei bis vier Thurmhöhen — in einer einzigen ungebrochenen Wassersäule über die senkrechte Felsenwand des Pletschberges zum Thale herunterläßt. Bei dieser außerordentlichen Fallhöhe ohne genügende Wasserfülle, erscheint die Cascade oben wie ein Band durchsichtigen Silberflors in allen Irisfarben, abwärts von der Luft hin und her bewegt wie eine ätherische Gestalt, die sich endlich unten in Wasserstaub und Tropfen auflöset, auch gleich orientalischen Perlen in allen Farben nüancirt. —

Unter den Alpenthälern sind keine von der Peregrinomanie, in älterer und jetziger Zeit, so heimgesucht worden, wie die des Berner Oberlandes; und die Sitten der hiesigen Gebirgsvölker mußten solchen unaufhörlichen Fremdenbesuchen daher am frühesten unterliegen.

Zum Flußgebiet der Aar gehört auch das Thal der Saan, lediglich deßhalb bemerkenswerth, weil es bei Freiburg von einer Kettenbrücke, der höchsten, welche jemals erbaut wurde, überspannt ist. Dieses Werk aus Eisendraht zieht sich 905 Fuß lang, ohne Unterstützung von Trag-

pfeilern, dergestalt über das Thal hinweg, daß die Eisendrahtseile an ihren Anfang- und Endpunkten mehr als 300 Fuß über dem Thalgrunde, der Brückenkasten über dem Wasserspiegel des Saanflusses noch eine mäßige Thurmlänge, 174 Fuß hoch in der Luft schwebt. In der Nähe des über Häuser hinwegführenden sonderbaren court chemin befindet sich das berühmte Jesuitencollegium,[36] womit ein Hauptpriesterseminar und ein Pensionat verbunden ist für die Söhne angesehener und reicher Familien aus allen katholischen Ländern. —

## Das Rhonethal.

An der westlichen Seite von dem Altvater der Alpen, zieht sich das wilde Furcagebirge herab und scheidet die der Nordsee zuströmenden Gewässer von denen des Mittelmeeres. An diesem Gabelfelsen ruht der prächtige Rhonegletscher mit den Quellen eines der schönsten Ströme, dessen langer Lauf bis zum Genfersee von zwei Gebirgsketten begränzt ist, die zu den höchsten Alpengipfeln von 10—14,000 Fuß gehören. Außer einer an der untern Ausmündung des Thales bei St. Maurice, von der Rhone gebrochenen Felsenpforte, sind alle andern Zugänge nur Gebirgsjoche, deren Einsattelungen höher als 6000 Fuß über dem Meere gelegen sind. Während die einzige Fahrstraße durch jenes Felsendefilee in das Walliserland, und über den Simplonberg aus demselben nach Italien führt, sind alle andern Verbindungen nur Saumpfade.

Ein Thal, welches von zwei so großartigen Gebirgszügen umgeben, würde überall schon durch seinen orognostischen Bau fesseln, die Beschaffenheit des Rhonethales ist aber auch in anderen physikalischen Bezügen der Art, daß

es die größte Aufmerksamkeit fordert. Durch einen fast parallelen Lauf jener zwei Hochgebirgsketten von Osten nach Westen, wird die Nordseite der penninischen[37] Alpen in den Winter, die gegen Süden gewendete Seite der Berner Kette, in das Gewand des Sommers gekleidet. Durch die vollen Sonnenstrahlen erwärmt, durch den Reflex von den Felsenmauern noch mehr erhitzt, und vor den Nordwinden ganz geschützt, hat das tiefe Rhonethal oft eine fast tropische Hitze von 30 — 35 Grad Rr. im Schatten. Solch ein Aequinoktialklima bringt in dem Unterwallis Orangen, Feigen und feurige Weine zum Reifen; an den höhern Berggeländen Mandeln, Maronen und Nußbaumgehölze hervor, die in Laub- und Nadelholzwaldungen übergehend, und durch die mannigfaltigsten Gliederungen des Pflanzenwuchses, mit den Polarmoosen und Flechten verbunden sind, die an den Saum des Schnees und Eises gränzen. Solche Vegetationsscalas von der Südfrucht bis zur Schneeblume, oft an einer einzigen Bergwand verfolgen, alle Erdstriche von der heißen bis zur kalten Zone fast mit einem Blick übersehen zu können, dies ist eine Erscheinung von ebenso überraschender als seltener Art. Indeß noch weiter reichen hier die Contraste, wenn das Auge von der südlichen Seite der Berner zur nördlichen der penninischen Alpenkette hinüberschweift, wo Schnee und Eis weit nach dem Thale hinabreichen, nur dunkle Föhrenwälder die mittleren, Getreide und gewöhnliche Hülsenfrüchte die niederen Bergseiten bekleiden.

Das Rhonethal ist vielen Ueberschwemmungen ausgesetzt, Folge der großen Schneelasten, welche auf beiden Hochgebirgen ruhen, und des schnellen Ueberganges von der Winterkälte zur afrikanischen Hitze. Ebenso sind

Felsenstürze, hervorgebracht durch die reißenden Gewässer, zuweilen auch durch Erderschütterungen, dem Lande gefährlich.

Unter den Bewohnern der tiefen eingeschlossenen Thäler in Wallis, findet man mehr wie in den übrigen Alpengegenden den Cretinismus[38] verbreitet, theils erblich, zuweilen nur als chronische Krankheit. Dieses schreckliche Uebel, wodurch der Mensch zum Thiere heruntergesetzt wird, hat solchen unglücklichen Kreidlingen von allen geistigen Fähigkeiten so zu sagen nichts übriggelassen.

Außer der Kunststraße über den Simplon ist der Saumpfad über den großen St. Bernhardsberg hier der besuchteste Weg nach Italien. Von Martigny aus dem Rhonethal geleitet der Drancefluß 8 Lieues weit bis zum St. Bernhard hinauf. Noch erkennt man in dem untern Theile des Drancethales die schreckliche Wasserverwüstung, welche vor einem Tricennium durch den Sturz des Chedrozgletschers entstanden, indem die Eismassen das Thal sperrten und die oberen Gegenden in einen See verwandelten, bis der eingedämmte Fluß nach mehreren Wochen diese Schranken durchbrach, aber zugleich auch mehr als 500 Häuser hinwegriß. Schon drei Lieues unterhalb der Gebirgskette bei dem höchsten Dorfe St. Pierre, steigt der Saumpfad nur auf nackten Felsen zwischen Schnee und Gletschern längs tiefen Abgründen zum Hospiz des heiligen Bernhard empor. Aber noch steiler senkt sich der Pfad an der piemontesischen Bergseite, zwei Lieues weit zum ersten Dorfe St. Remi hinab. Die Schwierigkeiten dieses Alpenüberganges, die nur im Winter mit Gefahr verbunden, liegen auf dem kleinen Raume von kaum fünf Lieues; beide sind indeß geringer als die großen Hindernisse, welche der weit steilere Gotthard und der viel längere

Splügenpaß in Verbindung mit der Via mala vor Anlage der Kunststrassen entgegenstellten. —

Wiewohl schon hienach der kriegerische Ruhm jener drei Alpenübergänge von Suworoffs, Macdonalds und Buonapartes[39] Heeren sich vergleichend herausstellen dürfte, ist bei dem letzteren hauptsächlich anzuführen — obgleich in den Berichten des Consuls verschwiegen — daß nicht die französische Armee, sondern die Walliser Bauern, angespornt durch den Hebel des Geldes, die Geschütze für 6000 Francs pro Stück, sowie die Munitionswagen über das Gebirge bis nach Aosta schleppten, während der Franzmann mit Lebensmitteln wohl versorgt, vom Feinde ganz unbelästigt nebenher spazierte, und sich in der sommerlichen Jahreszeit an der romantischen Schönheit der Hochgebirge ergötzte, gehoben von dem Gefühl seiner Heldenthat. Dennoch würde diese militärische Promenade kaum jemals ihr Ziel erreicht haben, wenn der Commandant des Forts Bardo — welches das Dorea Balteathal gänzlich verschließt — nur einigermassen seine Pflicht gethan; indem die Reiterei nnd Infanterie wohl über den Alvaredo auf einem Felsenfußsteige das Fort umgehen, nicht aber wie geschehen, die Kanonen auf Pistolenschußweite unter den Schießscharten des Kastells unbemerkt vorbeigeschafft werden konnten. Auf solche Glücksfälle darf indeß kein Feldherr seine Operationen basiren; es müßte denn ein tolldreister Abentheurer sein, der eine Armee in die empiontesischen Ebenen ohne Artillerie hinabzuführen und dort, die Alpenpässe unmittelbar im Rücken, einem bis dahin siegreichen, überlegenen Feinde eine Hauptschlacht anzubieten wagen will. Denn nicht der Erfolg, nicht der zufällige Ausgang bestimmt in der Krieges-Geschichte den Werth strategischer Operationen, mag das Glück

auch immerhin in der Gegenwart seine Apotheose finden.

Ob nach Livius und Plinius Berichten auch Hannibal hier die Alpen überstiegen habe, mag dahingestellt bleiben;[40] gewiß aber war der Mons Jouis ein von den Römern viel betretener Alpenpaß. In der Nähe eines Tempels des Jupiters Penninus wurde schon im zehnten Jahrhundert das jetzige Bernhardiner Hospitium,[41] und zwar noch 242 Fuß über dem 7490 Fuß erhabenen Gebirgsjoch erbaut, bestehend aus dem Kloster, einer Kirche und dem Beinhause. Das Kloster, ein großes Gebäude, hat hinreichenden Raum zur Aufnahme von 20 gottbegeisterten Mönchen und der Reisenden, die sich indeß seit Eröffnung der Simplonstraße sehr vermindert haben. In dem Beinhause werden die Reste der in den lang andauernden Wintern auf diesem Wege verunglückten Wanderer aufbewahrt, welche die von seltener Menschenliebe beseelten Mönche, begleitet von eigens hiezu abgerichteten Hunden, unter dem Schnee aufsuchen. Diese in Europa höchste menschliche Wohnung liegt in einem schmalen Felsenthale umgeben von 2 — 3000 Fuß höheren Bergen, welche ihre Schnee- und Eismassen bis zum Bord eines kleinen Alpensees in der Nähe des Klosters herabsenken. Die Aussicht nach Italien und der Schweiz verschwimmt hier wie auf hohen Alpen in undeutlichen Umrissen. —

Zurückgekehrt an die Ufer der Rhone, geleitet der Fluß an die Gestade des größten und reizendsten Sees in den Alpen,[42] welchen er in seiner ganzen Länge von 18 Lieues durchströmt. Ungeachtet die unmittelbar um den Genfersee gelegenen Gebirge nur eine geringe Höhe haben, entfalten sie doch ein Naturgemälde von der überraschendsten Mannigfaltigkeit, hervorgebracht durch die großen Contraste

der gegenüberliegenden beiden Seeufer. Das schweizerische Ufer erhebt sich dergestalt in vielen Terrassen bis zum Juragebirge, um das ganze durch hohe Cultur einem weiten Fruchtgarten ähnliche Waadtland übersehen zu können. Besetzt mit neun reizend gelegenen Städten, die verbunden sind durch schön gebaute Ortschaften, ist doch die sehr große Anzahl der Landhäuser, zum Theil im großen, überall aber im geschmackvollen Style, der wesentlichste Schmuck jener so oft gepriesenen Seeufer. Diese prachtvolle Einfassung wird gehoben durch die gegenüberliegenden savoyischen Ufer, mit scharfen Conturen und dunklen Farbentönen steiler Felsenmassen, an denen die Ortschaften höchst romantisch gelegen sind. Noch mehr dient indeß diese Uferseite der andern zur Folie, wegen ihrer geringen Fruchtbarkeit, die in mehreren gegen den See auslaufenden Thälern bis zur Sterilität bei schlecht gebauten Ortschaften steigt. Doch nicht allein die Natur, sondern auch die staatlichen Beziehungen bilden an den beiden Ufern des Leman Gegensätze; hier Republik, dort Monarchie.

So viele Standpunkte zur Uebersicht einer der schönsten Landschaften der Erde die terrassenartigen Erhebungen der waadtländischen Seeufer darbieten, ist doch die bei Lausanne in der Mitte der großen Elipse, welche der See beschreibt, da wo er zugleich seine größte Breite erreicht, allen andern vorzuziehen. Das prachtvolle Panorama zeigt gegen Süden den ganzen See, die savoyischen Schneegebirge mit dem Montblanc; gegen Morgen über Vevay, St. Saphorin, Clarens und Chillon hinweg die Walliser Alpen; in westlicher Richtung die Städte Morges, Rolle, Nyon und das Juragebirge. Mit dieser Aussicht vereinigt Lausanne eine reizende Lage, hoch über dem

Ufer des Sees, eine freundliche Bauart und ersichtlichen Wohlstand. —

Auf mehreren Hügeln, am Ausfluß der Rhone aus dem See liegt Genf, die größte und volkreichste Stadt in der Schweiz. Bei allen Vorzügen, welche die schöne Lage von Genf vereinigt, ist der Mangel einer vollständigen Uebersicht des Sees, der überdem hier nur geringe Breite hat, doch sehr fühlbar. Dafür sind indeß die Ufer im ganzen Genfergebiet mit dem schönsten Kranz der Landhäuser, Schlösser und Ortschaften besetzt, die am Lemansee gefunden werden. Von den Wällen und nächsten Umgebungen der Stadt entfalten sich höchst genußreiche Fernsichten, gegen den Jura nach der Franche Comté und Bourgogne; nach Savoyen über den Salève, Voiron, Molé und Buet empor zu dem alle diese Berge weit überragenden Montblanc. Die Stadt zeichnet sich, was sowohl den materiellen als intellektuellen Fortschritt betrifft, vor den übrigen Städten Helvetiens vortheilhaft aus, wenn auch gegenwärtig nicht mehr solche wissenschaftliche Celebritäten als in dem vorigen Jahrhundert am Genfersee leben. Unter den Bauwerken, welche die Stadt fortwährend vergrößern und verschönern, ist die Eisendrahtbrücke über die Rhone von neuer Construction, weil die Drahtseile von oben belastet sind, so daß die eigentliche Brückenbahn nicht unter ihnen hängt, sondern über dieselben hinwegläuft. —

## Das Arvethal.

In geringer Entfernung von Genf mündet das Thal der Arve in das der Rhone, herabkommend aus dem savoyischen Hochlande. Doch nur die südöstlichen Einfassungen Savoyens, die Grajischen[43] Alpen, sind wirkliche

Hochgebirge, ein Alpenzug, der die Penninische Hauptkette über die Aiguilles d'Argentière und Midi mit dem Montblanc und die Cottischen[44] Alpen verbindet. Während dieses Hochgebirge besonders in der Umgegend des Montblanc mit ausgedehnten Schneefeldern und Gletschern ganz bedeckt ist, sind auch die niederen Gegenden größtentheils nur steile klippenartige Felsenmassen; und das Erdreich in den Thälern wird oft durch große Ueberschwemmungen der Gletscherbäche hinweggeführt. Ungeachtet dieser Unfruchtbarkeit des Landes, welche die Bewohner auf Erwerbsquellen der Industrie, wie in andern Gebirgsländern hinweiset, mangelt es in Savoyen fast doch an eigentlichem Kunstfleiß; und die armen Savoyarden ziehen das kümmerliche Nomadenleben in Frankreich und Italien der Heimath vor, auf ihre Anstelligkeit und natürliche Leichtigkeit sich in alle Lagen zu fügen, vertrauend.

Wie alle Alpenthäler, so bildet auch das der Arve mehrere Felsenpässe, hier Klausen genannt, die das Hauptthal in fünf kleinere Flußbecken absondern. —

In den zwei untern Thalbecken von Bonneville und Cluse ist der pyramidale Berg Molé und der Felsenpaß von Cluse, wegen seiner geringen Breite und großen Tiefe zu beachten.

Das höhere Thalbecken von Magellan wird durch die Ueberschwemmungen der Arve ebenso verwüstet, wie das Vorderrheinthal, weil es wie dort aus kurzklüftigen Thonschiefergeschieben besteht. Hier stürzt sich der Nant d'Arpenaz in zwei Cascaden herab, von denen der obere Sturz eine 400 Fuß hohe Wassersäule darstellt, die auf einer schrägen Felsentafel sich zum zweiten kaum 200 Fuß hohen Sturze bis in den Thalgrund sammelt. Die unterste Cascade geht an einer Kalksteinwand hinab, von

Gesteinschichtungen in concentrischen Kreisen, die eben so merkwürdig in der Geognosie, als malerisch in der Anschauung sind.

In dem obern Theile dieses Thales liegt die Stadt Sallanche, bekannt wegen der berühmten Ansicht des Montblanc, ein Prospekt wie ihn kein anderer Standpunkt bietet; wo der Riesenberg vom Fuß bis zum Scheitel, in voller Höhe und ganzer Ausdehnung, mit einem Blick so wie hier übersehen werden kann. Wenn schon die Erhebung dieses höchsten europäischen Berges nur 15,845 Fuß beträgt, und die absolute Höhe mehrerer anderer Berge nicht erreicht, so ist doch seine relative Höhe die bedeutendste auf unserm Erdball. Aber die letztere, nicht jene ist es, welche über die Größe eines Berges in Bezug auf den Anblick entscheidet, denn das Auge will das Objekt erfassen, möge der Physiker es vorziehen, sein Baroskop über die absolute Berghöhe zu befragen. Indem hier der Montblanc vom Niveau der Arve bis zum Gipfel in einer sichtbaren Höhe von mehr als 14,000 Fuß emporsteigt, erheben sich die höchsten Spitzen des Dawalagiri nur 12,000, und der Chimborazo nur 8000 Fuß über ihre nächsten Thäler, weil diese auf weiten große Länder bildenden Plateaus oder Hochebenen gelegen sind. Zur bildlichen Verdeutlichung der eminenten Höhe dieses Riesenberges könnte vielleicht die Vergleichung dienen, daß auf die Riesenkoppe als den höchsten Berg Norddeutschlands noch 2 ½ gleich hohe Gebirgsmassen gethürmt werden müßten, um in dem Hirschbergerthale die relative Höhe des Montblanc so darzustellen, wie hier in dem der Arve.

Kein anderer Berg trägt solche unermeßliche Schnee- und Eisfelder, wie dieser von ihnen benannte Weißeberg;

denn nicht weniger als 17 Gletscher, zum Theil in einer Länge von 5 — 6 Stunden, senken sich an seinen Abhängen und Seiten hernieder. Alle Dimensionen des Berges sind so kolossal, daß schon hier, in einer Entfernung von 8 geogr. Meilen, seine Aiguillen, Dome und Felsenabsätze mit größter Deutlichkeit vom Fuß bis zu dem kegelartigen Gipfel zu erkennen sind. In der Zeit des Sonnenunterganges haben zwar alle Hochgebirge eine rosige Färbung, sie können jedoch wegen geringerer Höhe nicht in ein solches Purpurlicht, wie der Gipfel des Montblanc übergehen. Wenn für alle andern Hochalpen bereits die Sonne untergegangen, die Thäler schon mit nächtlichem Dunkel bedeckt sind, da glühet der Gipfel dieses weißen Berges noch geraume Zeit in Purpur, dann in Rosenfarben, um zuletzt in violettblauer Hülle, wie ein Meteor in den Lüften zu zerfließen. Auch bereits in einer Frühzeit, wo für alle niederen Gegenden die Morgendämmerung noch nicht angebrochen, kehrt der Berggipfel zurück in rosigem Licht, um durch eine strahlende Goldfarbe in den blendendsten Sonnenglanz überzugehen, wie ihn nur der Reflex von Schneefeldern hervorbringen kann.

Gewiß, die Sonnenauf- und Untergänge in Hochgebirgen und auf dem Ocean sind das erhabenste Schauspiel in der Schöpfung; denn die Natur besitzt nichts Prächtigeres, hier ist sie an ihren Gränzen.

Aus dem Thale von Passy zieht sich vom Ufer der Arve ein Bergpfad hinauf zum See und Wasserfall von Chede, wo die Spiegelfläche des kleinen Sees den Montblanc wie in einer Camera lucida darstellt. Weiter aufwärts bildet das Arvethal eine zweite Felsenclause, ganz von dem Fluß ausgefüllt, weßhalb der Pfad mit Umwegen über große Felsentrümmer, die von dem Einsturze des

Barensberges herrühren, nach dem Thale von Serfoz geleitet ist. Auch oberhalb ist dieses Thalbecken durch ein Felsendefilee geschlossen, welches über die Montées umgangen werden muß, da die Klause nur aus einem langen schmalen und so tiefen Felsenschlund besteht, in welchem der Fluß weder sicht- noch hörbar ist. Jenseits dieses furchtbaren Felsenschlundes und der Montées liegt das letzte und höchste Flußbecken der Arve.

Das berühmte Chamounithal[45], nur 5 Lieues lang, kaum eine halbe Stunde breit, und bei der Erhebung von 3500 Fuß eines der höchsten Thäler in den Alpen, liegt unmittelbar am Fuße des Montblanc, von dem sieben große Gletscher bis auf den Grund des Thales hinabgehen. Bei dieser hohen Lage und einem sehr rauhen Klima ist der Fruchtbau ganz unbedeutend, während die durch Gletscher und Felsen eingeengten Triften auch keinen ausreichenden Betrieb der Viehzucht gestatten. Die Männer sind zuverlässige Gebirgsführer und kühne Gemsjäger; auch das Aufsuchen von Bergkrystallen und anderen Halbedelsteinen ernährt viele dieser thätigen Savojarden, andere wandern nach Frankreich aus.

An beiden Ufern der Arve und an dem Rande mehrerer Gletscher liegt das Dorf Prieuré, der Hauptort des Chamounythales, von wo aus alle Reisen auf den Montblanc unternommen werden müssen. Denn diese Seite des Berges ist die einzige, an welcher er ersteigbar ist, indem auf allen andern steile, unzugängliche Felsenabstürzungen von fast senkrechten untereinander parallel fortlaufenden Schichtungen des Granit und Gneuß jede Ersteigung verhindern; wiewohl er auch hier noch so schwer zugänglich bleibt, daß man den Montblanc bis zum Jahre 1786 überhaupt für unersteigbar betrachtete. Seit dieser Zeit

sind zwar viele Bergreisen gelungen, die bei weitem größt Anzahl ist jedoch erfolglos geblieben und mit großen Unglücksfällen verbunden gewesen. Nur in der warmen Sommerzeit sind diese Besteigungen möglich, wenn nicht die häufigen und schnellen Witterungswechsel in den hohen Regionen Schnee, Stürme und große Kälte hervorbringen. Andere Veranlassungen zur Umkehr wurden unzureichende physische Kräfte; denn groß sind die Beschwerden in den hohen dünnen Luftschichtungen, physiologische Einwirkungen, welche schwere Respiration, rascheren Pulsschlag, Uebelkeit, und vorzüglich Ermattung zur Folge haben. Bei solchen Schwierigkeiten erscheinen die wirklichen Gefahren nicht von großer Erheblichkeit, wiewohl es Schlaglawinen sind, denen auszuweichen, breite Eisspalten, die übersprungen, tiefe Schneerisse, mit einer dünnen trügerischen Schneedecke überzogen, welche überschritten, Felsenwände, die mit angehängten Leitern erklommen, nnd Eiswände, welche mittelst einzuhauender Stufen überstiegen werden müssen.

Da der Montblanc zum Theil in Entfernungen von 60 Stunden, sogar von Toulon aus erkennbar ist, fehlt es nicht an Ersteigungsversuchen, ungeachtet der bedeutenden Kosten, welche diese Bergreise erfordert.

Diese Reise, welche vom Dorfe Prieuré unmittelbar auf Gletschern beginnt, geht am ersten Tage entweder bis zum Felsen grandes Mulets 11,000 Fuß oder noch höher zum Aiguille rouge empor, um dort auf Schnee und Eis das Nachtlager zu suchen. Am folgenden Tage wird der Gipfel erstiegen und die Rückreise nach dem Chamounythal bewirkt. Der Scheitel des Montblanc besteht aus einem schmalen, nur 3 Fuß breiten und etwa 40 Fuß langen Felsenrücken von Granit, dessen Horizont unermeßlich zu sein scheint, weil er einen Durchmesser von 140 Lieues

begreift, so daß über den Apenninen hinweg nicht nur der genuesische Golf, sondern auch über die Gebirge der Dauphiné hinaus die Conturen des Meeres an den Rhonemündungen zu unterscheiden sind. In dieser weiten Rundübersicht bilden die benachbarten Gebirge in der Verkürzung der Vogelperspektive nur ein verwickeltes Chaos von Felsenspitzen, von Eis und Schnee; die Städte und Dörfer in den nahen Thälern nur einzelne Punkte, und die entfernten Gegenden zerfließen sogar bei dem hellsten Wetter in völlige Undeutlichkeit. Gewöhnlich findet daher nur der Naturforscher in seinen physikalischen Beobachtungen hier einen Ersatz für alle überstandenen Mühseligkeiten, Gefahren und verwendete Kosten.

Unter allen Gletschern, welche von dem Montblanc herabkommen, ist das Eismeer (mer de glaces) der größte; überhaupt eine Polargegend von wundersamer Naturbildung. Mehr als 6000 Fuß hoch, gelegen in einem Felsenthale von 6 Stunden Länge und fast einer Stunde Breite, hat dieses Eismeer nur an der nördlichen Seite durch den Boisgletscher einen Ausfluß oder Ausgang in das Chamounythal hinab; alle anderen Seiten bestehen aus steilen Felsenmassen, die noch 5 — 6000 Fuß höher sich emporrichten. Diese großartige Einfassung ist eine unermeßliche Granitmauer von steilen Pyramiden und Obelisken, welche in so spitzen Felsenhörnern und Nadeln auslaufen, daß der Schnee nicht auf ihnen zu haften vermag. Der Thalgrund von wellenartigen Eishügeln gleicht dem durch Orkane aufgewühlten Meere, daher sein Name. Der Eindruck, den eine solche Winterlandschaft, beleuchtet von allen Sonnenstrahlen des Sommers, hervorbringt, ist ergreifend; mehr aber noch die Wirkung eines Farbenzaubers, welcher über der vom Azur des Firmaments

gefärbten blauen Eisfläche schwebt, durch Brechung unter sich divergirender Sonnenstrahlen, aus allen Farbentinten zusammengesetzt. —

Ungeachtet der Boisgletscher nur ein Ausfluß des Eismeeres ist, gehört er doch unter die schönsten in den Alpen. Lang und breit hängt diese Eislagerung zwischen den Bergen Montanvert und Bouchard bis auf den Grund des Chamounythales herunter, in einer so steilen Senkung, daß die hiedurch zerrissenen Eismassen in allen stereographischen Formen, besonders in Prismen und Pyramiden brechen, und in den sieben prismatischen Farben strahlen.

Am untern Rande dieses von Felsenmorainen umgebenen Gletschers tritt der Arveiron als beträchtlicher Bergstrom, der alle Bäche des Eismeeres aufgenommen, aus einer tiefen mehr als 100 Fuß hohen und 40 Fuß breiten Eisgrotte hervor. Das Innere dieses strahlenden Naturtempels verändert zwar nach der Jahreszeit oft seine räumliche Gestalt, immer ist jedoch das Portal weiß wie aus Crystall, und die tiefere Grotte grün wie in Chrysopras gehauen.

Wenige Stunden oberhalb der Prieuré endet das Chamounythal an den Gränzen von Wallis in dem 7086 Fuß hohen Col de Balme. Die Aussicht von der Höhe des Bergjoches über das ganze Chamounythal und einen Theil des Rhonethales ist anziehend, mehr aber die nach einem hohen Eisthal, welches sich von hier über den Trientgletscher, neun Lieues weit bis zum Montblanc hinzieht, verbunden mit der Ansicht des letzteren und des hohen Buetberges. —

## Die italischen Alpen.

Keine in Europa von der Natur gezogene Gränzscheide bringt zwischen Nachbarländern eine in jeder Beziehung

so große Verschiedenheit hervor, als die Hauptkette der Alpen. Diese cis- und transalpinischen Contraste bestehen vorzüglich: aus der steilern Senkung des Gebirges gegen die italienische Seite mit rascheren Abstufungen der Ur- zur Uebergangs- und Flötzformation; sowie in geringerer Schnee-, Gletscher- und Dammerdebildung, mit mehr kahlen Felsen und sterilem Gestein. Endlich sind die Thäler auch enger, tief eingeschnitten und kürzer, die Flüsse im Sommer zwar wasserarm, im Frühjahre aber desto gefährlichere Bergströme.

Solchergestalt ist die italienische Alpenseite nur ein großes Bild von Wasserzerstörungen, welche die sekundäre Umwandlung des Erdballes in einer Zeit begleiteten, wo die Urgebirgskette der Alpen dem Meere bereits einen festen Damm entgegen zu stellen vermochte, so daß nur die Transitformation von den Fluthen ergriffen wurde.

Fast noch auffallendere Gegensätze stellen die beiden Alpenseiten in Klima und Vegetation dar, indem die südliche Seite durch den hohen Gebirgswall vor den Nordwinden geschützt, von den vollen Strahlen der Mittagssonne erwärmt, sich wie ein großes Treibhaus an das Gebirge lehnt. In Folge dieser klimatischen Vorzüge treten in Welschlands Alpenthälern Mais an die Stelle der Roggen- und Haferfelder, Kastanien an die der Kartoffeln, und Mandeln an die der Eicheln; Melonen ersetzen die Kürbisse, und Maulbeerbäume, an denen der Weinstock emporragt, die Tannen.

Unter sämmtlichen Thälern, welche von den Alpen in das große Pothal münden, sind die des Tessino und der Dora die bemerkenswerthesten. Wie das Reußthal gegen Norden, geht das des Tessino im Süden als eine Fortsetzung des Gotthardsjoches herunter. Allein die Senkung

des Passes nach Italien ist viel steiler, daher der rauschende Tessin von einem Felsengeschiebe auf das andere, in ununterbrochenem Ueberstürzen bleibt. Die neue Fahrstraße konnte nur mit großen Schwierigkeiten bis zum Dorfe Airolo in das obere Livinerthal hinabgeführt werden, während Lawinen und Felsenstürze sie oft beschädigen.

Wild romantisch gestaltet sich das Tessinothal vorzugsweise im Irnisser Stalden, bei Giornico und al Dazio grande, wo der Platiserberg quer durch das Thal setzt, eine lange gleich tiefe wie schmale Felsenklause bildet, vom Tessin ausgefüllt. Der Fluß vollführt innerhalb dieses Defilees zehn verschiedene Wasserfälle, welche unter Donnergetöse mit Wasserstaub die Kluft überschütten. Am linken Ufer theils über dem Strom emporgemauert oder in Felsen gehauen, zieht sich auch die Fahrstrasse durch den Felsenpaß. Die starre Wildheit des Schlundes, die düstere Beleuchtung, das Getöse, die emporwirbelnden Wasserwolken und der Gesammtüberblick der schäumenden Catarrakte machen diese Gegend zu einer solchen, welche in den italischen Alpen den dauerndsten Eindruck zurückläßt.

Schon bei Bellinzona geht das Tessinothal in die Vorgebirge über, und dieser ehemalige Schlüssel zu den Lepontischen[46] Alpen sperrt dasselbe durch drei feste Schlösser, welche sowie diese Hauptstadt der italienischen Schweiz sehr malerisch an den Bergen emporsteigen.

## Die oberitalischen Seen.

Durch die Flüsse der Südalpen bewässert, von den Vorbergen derselben eingeschlossen, gehören die oberitalischen Seen ganz den Alpenländern an. Obgleich unter diesen

vier großen Wasserbecken auch die Ufer des Luganer und des Garda Sees mit vielen Naturreizen geschmückt sind, werden sie doch durch die beiden anderen Seen sehr übertroffen.

Ganz besonders tritt der Lago maggiore hervor durch die reizenden Eilande, welche aus seinen Fluthen auftauchen, eine Zierde, die keinem andern Alpensee verliehen ist, und in den anziehenden Uebergängen aus den Abfällen der Gebirge zu den reich angebauten Ebenen Italiens, verbunden mit den überraschendsten orognostischen, klimatischen und vegetabilischen Wechseln. Von dem Tessin und mehreren kleinern Flüssen, die sich schäumend über seine Ufer herabstürzen, bewässert, sind die Umgebungen der oberen Seehälfte größtentheils steile vom Ufer bis 6000 Fuß sich emporrichtende Gebirgsmassen, welche ihre dunkeln Schlagschatten weit über die Wasserfläche fallen lassen. Fast in der Mitte des 18 Stunden langen Sees, bei seiner größten Breite von 1½ geogr. Meilen, erheben sich vier große Inseln über die Oberfläche des blauen Wasserspiegels. Die beiden größeren dieser Eilande, Isola bella und Madre, hat man leider durch Gartenanlagen in der baroquen Geschmacksrichtung des siebenzehnten Jahrhunderts so verkünstelt, daß alle Natur vollständig ausgetilgt wurde. Was man diesen Borromäischen[47] Inseln indeß nicht rauben konnte, ist die herrliche Uebersicht des Sees, über mehrere Städte, Dörfer, Klöster und viele Landhäuser, umgeben von Kastanien-, Nußbaum-, Mandelwäldern und Weingeländen; sowie die Fernsicht nach den schneebedeckten Alpen, über welche der Monte Rosa hoch emporragt.

Der wenige Meilen entfernte Comersee, nur von niedrigen hügelartigen Bergen umschlossen, zeigt freundliche, oft malerische Landschafsbilder, aber keine großartigen

Umrisse wie der Lago maggiore. Seine Gestade, welche nur eine Wasserfläche von geringer Breite einfassen, gleichen mehr denen eines grossen Flusses, wie er denn auch nur eine Erweiterung der durchströmenden Adda ist. Aber die vielen Städte, Dorfschaften und Casinen, besonders die großartigen Villas, mit denen die Seeufer wie besäet erscheinen, ferner die große Fruchtbarkeit und der sorgfältige Anbau aller Gestade, endlich das milde Klima; dies sind die Vorzüge, welchen der See seine Berühmtheit verdankt.

Unter den pallastartigen Villas, die sämmtlich von den Wellen bespült werden und sich am zahlreichsten um den schönsten Theil des Sees lagern, wo er seine beiden südlichen Hauptarme zu einem Ganzen vereinigt, sind vorzugsweise zu nennen: die Villas Odeschalchi, Pliniana, Malzi, d'Este, wo Karoline von England hausete, Sommariva, jetzt der Prinzeß Albrecht von Preußen gehörig, und Serbelloni.

Die Lage des Comersees, geschützt durch die Hochalpen, und der Mittagssonne ganz zugänglich, bringt nicht allein alle Produkte Oberitaliens, sondern auch viele Südfrüchte zur Reife, welche an andern Orten nördlich des Apennin nicht gezogen werden können, wenn gleich schon oft im Oktober die Seeufer sich mit einer Schneedecke bekleiden.

## Die Adelsberger Höhlen.

Wiewohl die nach dem adriatischen Meere sich abzweigenden Krainer, sonst Julischen Alpen, weder die Höhe noch die romantischen Schönheiten der Schweizer und Tyroler Gebirge erreichen, so zeigen sie doch ein charaktervolles Gepräge in der Sterilität, Oede und Wildheit, sowie in der eigenthümlichen Struktur ihrer zerklüfteten

kahlen Kalksteingbirge, wo Wölfe, Bären und der Siebenschläfer ihre Zuflucht finden. Noch mehr ist dieser Alpenzug in geologischer Beziehung wegen seiner Höhlenbildungen, und für die Aerologie um der Böraorkane von Wichtigkeit, partielle Luftströmungen, welche in den zahlreichen Klüften dieses Gebirges entstehen und sich dann mit verheerender Gewalt in die Thäler hinabstürzen.

Die größten in den Krainschen und Illyrischen Gebirgen entdeckten Höhlenbildungen sind die Magdalenen-Grotten bei Adelsberg, sieben Meilen von Triest, ein tellurischer Bau, dem die berühmten Höhlen von Antiparos, Ganges und Castleton weder an Höhe und Ausdehnung, noch in ihrem Stalagmus gleichkommen. —

An der Gebirgskette, welche das Adelsbergerthal nördlich eingränzt, liegen nahe nebeneinander zwei Höhlenmündungen, von denen die größere der Eingang zur Magdalenengrotte, die kleinere hingegen eine Felsenöffnung ist, in welche sich ein 50—60 Fuß breiter wasserreicher Fluß, der Poigk oder Poika, in das Gebirge versenkt. Durch einen hohen Felsengang, etwa tausend Schritt eingedrungen in dieses Felsenlabyrinth, läßt sich das Rauschen unterirdischer Gewässer hören, und der natürliche Stolen mündet in eine weite Höhle von runder Grundform, über welche sich eine Felsendecke so hoch emporwölbt, daß die Fackelerleuchtung nicht hinanreicht. Der Poigk, welcher auf einem andern unerforschlichen Wege durch die Felsenklüfte bis hieher vorgedrungen, stürzt sich nunmehr auf der linken Seite mit großem Getöse in diese Felsenrotunde und verwandelt den untern Raum derselben in einen unterirdischen, nie vom Tageslicht erreichten See, in dessen Gewässern der eidechsenartige Proteus anguinus lebt. Auf einer natürlichen Brücke von Tropfstein überschreitet man

den Strom und durch einen künstlich bereiteten Umgang auch den See. Der kühne Felsenbau mit dem Rauschen der stygischen Gewässer, umhüllt von Finsterniß, die nur spärlich durch Fackelerleuchtung gebrochen, gewähren einen wundersamen Eindruck, und erinnern an den Mythos der Alten, die ihren Orkus von dem Tänarus und Avernus, bei Kenntniß der Alpen, wohl hieher nach einem Ort versetzt haben würden, wo Dichtung der Wahrheit weichen muß.

Von den Gestaden dieses kozytischen Sees dringt man gewöhnlich noch 1½ Stunden weit durch hohe Felsengallerien weiter in die Grotte vor, wiewohl diese unterirdische Reise nur den kleinsten Theil der Adelsberger Höhlenbildungen berührt, die man schon in einer Ausdehnung von sieben Stunden durchforscht hat, ohne ihr Ende entdecken zu können. In größeren oder kleineren Entfernungen bilden die Gallerien Höhlenweitungen von hohen Felsendomen und großen Hallen, die wasserlos sind, weil der Poik durch das Innere des Gebirges eine entferntere Richtung verfolgt; auch heben sich die Höhlengänge theils in Etagen über, theils gehen sie in Rameaux auseinander.

Sämmtliche Felsengänge, Dome und Hallen sind von der Natur verziert mit Tropfsteinbildungen, die in ihrem Farbenreichthum und Farbenzauber ergötzen und gewissermassen die Lichtseiten dieser unterirdischen Landschaft sind, zu der die finsteren Gewässer die Schlagschatten liefern. An und für sich von weißer glänzender Krystallisation, hängen diese Stalaktiten in den mannigfaltigsten Kalksinterbildungen, als Festons von den Gewölbedecken herab, oder in Arabesken an den Seitenwänden hernieder. Auch bilden sich diese Stalagmiten von unten herauf, in den verschiedenartigsten konischen und prismatischen Gestalten zu Säulen nnd Pfeilern, welche oft die Gewölbedecken zu

tragen scheinen, während diejenigen von Obeliskenform noch in der Petrifikation begriffen sind. Aber magisch wird das Ansehen dieser Tropfsteingebilde unter der Fackelbeleuchtung, wo sie aus dem ursprünglichen Weiß in rosenrothe, violette oder gelbe Farben übergehen, und wie Edelsteine in diesen Gnomenpallästen leuchten. —

Die Zusammenstellung aller einzelnen Eindrücke: von weiter Ausdehnung der Gallerien, Großartigkeit der Grotten und Hallen, mit ihren Stalaktitenornamenten und optischem Zauber, die unterirdischen Gewässer von Fluß und See, vereinigt mit dem Bewußtsein, daß dieser wunderbare Bau der Natur tief im Schooß der Mutter Erde gelegen ist; erst ein solches Ganze vermag die Bedeutung der Adelsberger Höhlenbildungen vollständig darzustellen. Bei allem dem erscheinen jene sieben Stunden langen Grotten nur als ein Theil der ausgedehnten Höhlenbildungen in diesem Alpenzuge, für deren Dasein der weitere unterirdische Lauf des Poigk zeugt.

Nachdem dieser merkwürdige Fluß einen Theil der Magdalenengrotte bewässert und spurlos verschwindet, tritt er nach zwei Meilen langem unterirdischen Lauf in dem Planinathale wieder ans Tageslicht. In meandrischen Windungen 1 ½ Meilen ruhig fortströmend langt er vor dem Hauptzuge der Krainschen Alpen an, ohne sie horizontal wie andere Flüsse zu durchbrechen, sondern sich vor ihnen vertikal in unterirdische Felsenklüfte zu stürzen und dort zu verschwinden. Nach einem gänzlich unbekannten Lauf von 2½ Meilen, tritt dieser Fluß bei Oberlaibach wieder an die Oberfläche der Erde, um sich dann weiter mit dem Saustrome zu vereinigen. Und so bewerkstelligt denn der Poigk einen 6 teutsche M. langen Lauf, von Adelsberg bis Oberlaibach 4½ M. weit unter u. 1½ M weit über der Erde, indem er sich zweimal in dieselbe versenkt u. ebenso oft wieder zu deren Oberfläche emporsteigt.

## Der Baum zu Truns

oder

## die Entstehung des grauen Bundes.

So oft du, mein lieber jugendlicher Leser, hörtest, daß edle tapfere Männer sich erhoben, um die Schmach von sich zu wälzen, dem grausamen Muthwillen schlechter Menschen zu dienen: fühltest du da nicht, daß dein Herz froher und freier oder auch beengender und gepreßter schlug, je nachdem das Schicksal für die eine oder die andere Partei sich zu entscheiden schien? — Und wenn die Freiheit über rohe Willkühr und Gewalt ihr siegendes Panier erhob, hast du da nicht ihre Triumphe mit gefeiert? Du hast's gethan; denn dir wohnet wie jedem edleren Menschen die Liebe zur Freiheit, Sicherheit und Gerechtigkeit inne. Bewahre junger Freund, bewahre dieser Liebe heilig Feuer rein in dir, sie stammt von Gott; aber merke wohl, ich sage, bewahre sie rein in dir, und sie wird dich kräftigend und sittigend vor feiger Niederträchtigkeit einerseits, vor rohem Uebermuthe anderseits bewahren. Ein Zögling unserer Zeit hast du viel, recht viel von Radicalismus und Communismus und Sozialismus und Liberalismus und Constitutionalismus und, was weiß ich, von was noch Allem reden, schreien, lärmen, dichten, singen, essen und

trinken gehört und hast gehört, daß jeder überall die schönen Worte: „Freiheit und Gleichheit“ zum Aushängschild genommen. Ob es aber einem jeden damit Ernst gewesen? Die Beantwortung dieser Frage spare auf, lieber Freund, bis du die Geschichte von dem Baume zu Truns gelesen, und dünkt es dir, daß dieser Baum ein wahrer Freiheitsbaum gewesen, daß die Männer, die sich um ihn geschaart, treu mit Gott und Vaterland, mit Gesetz und Freiheit es gemeint, dann magst du eher wohl die Frage lösen.

Im hundertachtzehnten Jahre nach der auf jener Wiese im Rütli glorwürdig befestigten Unabhängigkeit und im Jahre 1424 der christlichen Zeitrechnung in der Mitte des Märzmonates geschah unter einem Lindenbaume oder, wie Andere sagen, unter einem Ahornbaume bei dem Dorfe Truns die Grundlage der Eidgenossenschaft Hohenrhätiens oder des heutigen Cantons Graubünden.[48]

Um diese Zeit war es mit den gebietenden Herrn in der Schweiz übel bestellt. Vom angestammten Stolz verblendet machte sie ihre Härte verhaßt, ihr Muthwille verächtlich. So haben die auf der Bärenburg (um den auflebenden Freiheitsmuth mit Erniedrigung zu brechen) die Bauern gezwungen, mit dem Vieh aus dem Schweinstrog zu essen; der Castlan zu Fardün, erzählt man, habe den Landleuten seine Heerden in die Saat gesandt, und als Johann Chialdärer ihm deshalb zwei Pferde erstach, habe er diesen Mann lange in Haft gehalten. Später habe derselbe Castlan sich Chialdärer als Gast aufgenöthigt und sich nicht geschämt, mit stolzem Spott in den Brei zu spucken, welcher für dessen Hausgenossen bereitet stand. Chialdärer demüthigte ihn jedoch mit starker Faust, indem er ihn zwang, den Brei selbst zu fressen, und war Ursache, daß Fardün und Bärenburg von den Landleuten belagert und gebrochen wurden.

Zu diesem Allen kam noch, daß die Großen stets den Landfrieden durch eigensinnige Fehden brachen. In solch beständigen Zänkereien und Zerwürfnissen lebte auch der Bischof von Cur, der heutigen Hauptstadt von Graubünden, Johann Habundi Naso, vom edlen Stamme der Münsinger von Frundeck, ein zu den größten Geschäften durch Beredsamkeit und Staatskunst brauchbarer Mann. Deßungeachtet regierte er in Rhätien mit schlechtem Ruhm und Glück und erprobte die Wahrheit, daß ein zu großen Dingen trefflicher Geist oft ohne Geschick zur Verwaltung einer eingeschränkten Macht sei; groß in Augenblicken der Anstrengung, in alltäglichen Vorkommenheiten aber sich selber ungleich. Dieser Bischof nun fiel sofort (ob unvorsichtig oder ungerecht oder beides zugleich) in Streit wegen mehrerer Rechte seines Hochstiftes mit mehreren Großen.

Gegen ihre Uebermacht schien es ihm weise, sich auf's Volk zu stützen, und schloß zu Zürich auf einundfünfzig Jahre ein Burgrecht wechselseitiger Hilfe.

Aber diese Freunde, entschlossen, den Bischof gegen Unrecht zu schirmen, wollten dasselbe ihm auch nicht gestatten. In jenen Zeiten war Helvetiens biederen Bewohnern das Ringen nach Freiheit nicht gleichbedeutend mit dem wahnwitzigen Streben nach Umsturz aller göttlichen und menschlichen Rechte. Die Bürgerrechte, meinten sie, seien nichts anders als Verbindungen für die Erhaltung der Gesetze; so lange diese gelten und von den Oberen wie den Untergebenen beobachtet werden, so lange ist Gewalt verboten und wird nie erlaubt als, um auf gesetzlichem Wege für die Schirmung des Gesetzes einzutreten, das über Oberen und Untergebenen zugleich steht und richtet. Als Friedrich von Tockenburg und der Bischof, beide in Zürich verbürgerrechtet, in Zwietracht fielen und

besonders der Graf willig schien, sich den Rechten zu unterwerfen, mahnte Zürich ernst und streng den Bischof, sich dem Urtheile ihrer Schiedsrichter zu fügen, welchen es auch gelang, die Großen ohne Blutvergießen zu versöhnen, da Zürich keinen zur Ungerechtigkeit stärken wollte.

Nicht lange nachher entstand großer Unwille zwischen dem Bischof und den Bürgern zu Cur, welche ihn beschuldigten, daß er in Erwählung des Werkmeisters und Rathes und in andern Dingen die Freiheiten hinterlistig und herrschsüchtig drücke. Das Zerwürfniß steigerte sich endlich zu solchem Grade der Erbitterung, daß der Bischof aus seiner Burg Marsoil auf der Höhe der Stadt heimlich entwich, welche vom Volke erstürmt und geplündert wurde. Da sandte Zürich wieder seine Schiedsrichter, und beide Parteien wurden durch gütlichen Vertrag in die Schranken des Rechtes gewiesen. Werkmeister und Räthe beriefen die Bürgerschaft von Cur, redeten zu derselben und geboten beim Eid allen Raub dem Bischof und den Seinigen herauszugeben; finde sich ein Uebertreter, so soll er als meineidig und ehrlos an Leib und Gut gestraft werden.

Was meinst du, lieber junger Leser, haben wohl unsere Vorvordern die Worte Freiheit und Gleichheit recht verstanden?

Als aber der Bischof sah, daß Zürich nur in billigen Sachen ihn begünstige, machte er ohne ihr Vorwissen einen Bund mit Oesterreich, um sich gegen das Volk zu stärken.

Die Gefährde dieser Verbindung, des Bischofs unruhiger Geist, die unbestimmten Rechte und die Härte und der Hohn vieler Beamten bewogen muthige und verständige Männer im Gebirge, für die natürlichen Rechte in den günstigsten Umständen zusammenzutreten. Der Gedanke entstand auf einmal bei mehrern, der Mann aber, der im

vertrauten Kreise biederer Freunde ihn zuerst gesprochen, ist ohne Namen in der Geschichte. — Die Republik der Graubündner, die Frucht seiner That, ist sein einziges Denkmal.

Zehn Stunden ungefähr von der Stadt Cur, in einem anmuthigen Thale, am Fuße eines steilen Berges, nicht weit von der schönen Lage des uralten Sonwir (summus vicus) in den vormaligen hohen Gerichten der Abtei Disentis liegt ein Dorf mit Namen Truns; die ganze Gegend von Ilanz hinauf ist wildes, schroffes Felsengebirg, aus dessen Schluchteu der Waldstrom donnernd niederstürzt und in den einsamen Weiden und düstern Wäldern allmählig verhallt. In einem solchen Walde kamen bei Truns in stiller Nacht aus den umliegenden Dörfern die kühnsten und besten Männer zusammen, die da fühlten die Unwürdigkeit als tapfere Männer dem grausamen Muthwillen schlechter Menschen zu dienen. Doch Ruhmbegierde war so wenig als Eigennutz der Zweck ihrer Anschläge, durch den glücklichen Erfolg derselben wurde keiner bereichert, nicht einmal ihre Namen kennen wir, ihre Gebeine sind ohne Denkmal in die Verwesung übergegangen. Nur e i n Gedanke beseelte sie: als Menschen mit freiem Willen begabt, wollten sie frei nach ihren Gesetzen gerichtet, als Kinder eines und desselben Vaters brüderlich behandelt, sicher und glücklich sein, jeden bei seinen alten Rechten belassend, gewährend dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist; Freiheitsliebe ohne diese Gefühle unterscheiden den Menschen nicht genug vom wilden Thiere.

Es ist eine wahrscheinliche Landsage, die angesehensten seien Vorsteher der Dorfschaften, wohlbetagte Männer mit langen, grauen Bärten gewesen. Und es stimmt überein mit der Klugheit und der Würde seines Charakters, was

von dem Abte zu Disentis, Peter v. Pontaninger, gesagt wird: „sein Rath und Anseh'n habe ihre Unternehmung befördert."

Ohne Mord- und Brandfackel, ohne Barrikaden- und Straßenkampf, ohne Galgen und Schwert, ohne Umsturz und Schändung der Altäre, ohne Zeitungsschreiber und Gassenbuben waren jene biderben Männer gesinnt, durch fest übereinstimmenden Willen die Herrn, welche wenig fremde Waffen hatten, unter das Gesetz der Gerechtigkeit zu nöthigen. Dieses durchzusetzen machten alle Gemeinden der ältesten Rhätier im Gebirge eine Verbindung und, wie wohl durchdrungen von dem Kraftgefühl, das treue Freundschaft gibt, war ihr gerechter Sinn fern von jeder gewaltsamen That. In den letzten Wintermonaten, ehe das Hirtenvolk in die Berge zieht, sandten sie an ihre Herren die vornehmsten und ältesten Männer mit Erklärung dieses ihres Willens und Antrag auf gemeinsame Uebereinkunft einer freien gerechten Verfassung.

Die Herren, welche gar wohl einsahen, was es heiße einem Bunde von Männern, durch treue Freundschaft fest vereint, vom Kraftgefühle gehoben, und dem Bewußtsein des Rechts gesittiget, Trotz bieten zu wollen, erklärten sich bereit, die Hand zum Frieden zu reichen, wozu sie besonders auch durch das edle Beispiel und den Einfluß des Abtes von Disentis mochten noch mehr bestimmt werden, ein Mann, in dem das Gefühl für Freiheit und Recht um so wärmer war, als seine eigene Familie den Druck der Großen auch erfahren. — So kamen denn im Jahre 1824 Herren und Landleute bei Truns zusammen, wo vor dem Dorfe die Capelle[49] St. Annen ist, unter dem Baume, redeten nach Landessitte miteinander, wurden eins, hoben ihre Hände auf und schwuren folgenden Bund:

„Sie wollen alle ohne Unterschied ewiglich getreue gute Freunde und Eidgenossen sein, mit Leib, Gut, Land und Leuten einander beistehen, rathen, mit Waffen vertheidigen, Kauf einander geben und lassen, die Straßen sicher halten, und Friede behaupten. Keiner soll um irgend einer Sache den Andern antasten an der Freiheit seiner Person, oder pfänden an seinem Gut, sondern jedem soll begnügen an dem Spruch des Gerichtes, wohin der Beklagte gehört. Sie verheißen, geloben und schwören, alle geistliche und weltliche Herren, alle Edlen und Unedlen, die Reichen wie die Armen, bei ihrem Eigenthum nach Recht und Gewohnheit bleiben zu lassen.

Alle schwören, bei tödtlichem Hintritte eines Abtes von Disentis den Klosterherren weder in der Wahl Eintrag, noch sonst jemals in ihren Sachen, Zinsen, Freiheiten und Rechten Abbruch zu thun, vielmehr sie dabei zu schirmen.

Wenn durch Wunden, Stich, Schlag und andere Ursachen Mißhellung oder Krieg entstände, und (wegen Erbitterung der Parteien) die ordentlichen Richter nicht mit gehörigem Ansehen urtheilen könnten, so setzten Abt und Kloster Disentis drei, drei die Herren von Razüns, die Grafen von Sax eben so viele, die Männer vom Rheinwalde zwei, gleich viel die ob dem Flimser-Walde, Männer von Ehre und Eid, nach bestem Gewissen darüber zu richten. Dünkt ihnen die Sache zu groß, so haben sie Gewalt, einen, zwei, drei zu sich zu ziehen. Die Wege der Minne versuchen sie zuerst; gelingen die nicht, so sprechen sie beim Eid nach den meisten Stimmen das entscheidende Recht; alle haben geschworen, den Ungehorsam

zu zwingen. Alle Bündner, wenn ernste Geschäfte vorkommen, sollen gemeinlich oder durch vollgewaltige Boten am Orte Truns Tagsatzungen halten. Auf daß die, so noch Kinder sind, und die ungeborne Nachwelt lebhafter dieses Bundes gedenkt, soll er je zu zehn Jahren erneuert werden.

Bleiben soll derselbe so lang als Grund und Grat stehet, bleibt und währet, ungebrochen, ungetrennt, stete und fest, auf ewige Zeiten. Es wird Niemand in den Bund aufgenommen ohne der übrigen Eidgenossen Willen. Von dem Abt und von der Gemeinde des Gotteshauses werden ihre Freunde, die benachbarten Waldstädte Uri, Schwytz und Unterwalden, von den Herren von Razüns und dem Grafen von Sax ihre ältern Pflichten gegen Mailand vorbehalten. Siegelt Peter, Abt; Amman und Gemeinde des Stifts zu Disentis; die drei Brüder Freiherren v. Razüns für ihre Nachkommen und Erben, ihre Leibeigenen, Hintersassen und alles Volk in ihren Gebieten und Gerichten; siegelt gleich so der Graf Johann von Sax; nicht minder Hugo von Werdenberg für sein Volk im Oberland; und der Amman und die Freyen ob dem Flimswald; Amman und Gemeinde im Rheinwald, und erbeten von Amman und Gemeinde in Schambs, der fromme Junker Christoph von Rinkenberg.

Was däucht dir, junger Leser, haben unsere biderben Vorfahren die Worte „Freiheit und Gleichheit" wohl verstanden?

# III.

# Skandinavien.

## Norwegen.

(Schilderung von Land und Volk.)

Betrachtet man dieses nordische Hochland von einem allgemeinen Standpunkte, so ist es besonders seine eigenthümliche physikalische Beschaffenheit, welche die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Viele Aehnlichkeit haben zwar seine Küsten mit denen des angrenzenden Schweden, unterscheiden sich aber von diesem durch eine viel großartigere Felsenbildung in dem weiten Labyrinth verworrener Klippen, zerrissener Vorgebirge und Felsenriffs. Zahlreicher sind auch die Fjords (Meeresbuchten), viel tiefer, oft 30 Stunden weit dringen sie in das Land hinein, während die steilen Felsenabhänge nicht ganz vom Pflanzenwuchs entblößt erscheinen, und in weit größerer Anzahl umlagern die Felseneilande alle Küsten wie natürliche Bollwerke. Obwohl durch das Sinken des Meeres, — welches hier Celsius und Linné auf fast 4½ Fuß in einem Jahrhundert berechneten, — aus diesen Inseln bald Vorgebirge entstehen, so treten durch gleiche Ursachen immer wieder neue Riffs unter dem Meeresspiegel hervor, um sich in kurzer Zeit zu Inseln auszudehnen und dann ebenfalls mit den Küsten zu verbinden, wie durch alle Beobachtungen schon von Olaus (Olaf I.) ab in mehreren Jahrhunderten bewiesen ist. Bereits bei ruhiger See gewährt

die gewöhnliche Meeresbrandung durch das hohe Brechen der Wellen zu Schaummassen auf diesen zerschnittenen Felsenküsten einen erhabenen Anblick, er steigert sich aber bei der Wuth nordischer Stürme zu einem Naturschauspiele von überwältigender Art. Denn nur an Norwegens Granitküsten, besonders bei Weststürmen, vermag man in Europa einen Kampf in ganzer Furchtbarkeit zu beobachten, welchen das mächtige Element des Wassers zwischen diesen unzähligen Inseln, Klippen und Kaps gegen den felsenfesten Bau der Erde anhebt, und wie die gewaltige Naturkraft unter betäubendem Donner an einem noch stärkern Widerstande sich bricht. Gleich großartige Eindrücke wie diese sucht man an den Meeresküsten der südlichen Breiten vergeblich, wo die Wellen zufolge angestellter Messungen selbst nach den stärksten Organen nur eine Höhe von **40** Fuß erreichen.

Wie seine Küsten, so ist ganz Norwegen nur ein großer Felsenblock, wo unter spärlicher Erdbedeckung fast überall das Gestein hervortritt. Die Gebirge erheben sich jedoch nur selten über die Höhe von **6000** Fuß und erreichen weder die majestätische Größe der Alpen, noch zeigen sie die malerischen Umrisse von Calabriens und Griechenlands Gebirgszügen. Wiewohl rauh und wild bilden Norwegens Berge entweder abgestumpfte Kegel, die sich zu großen mit Hochsümpfen und Torfmooren bedeckten Hochebenen verflachen, oder oben abgerundete formlose Gebirgsrücken ohne scharfe Umrißbegrenzungen. Nur die Seitenabdachungen, die Abstürzungen nach den Thälern und Küsten sind sehr steil und zerrissen, so daß es den Anschein gewinnt, die Naturkräfte haben hier ursprünglich nicht wie in den Alpen durch Wasser von oben, sondern durch vulkanische Hebungen von unten herauf gewirkt. Diese zer-

klüfteten, steilen und engen Felsenthäler werden von einer Menge kleiner Flüsse und Bäche bewässert, welche sich eili- gen Laufes den Küsten zuwenden und ihnen ein reges Ge- birgsleben mittheilen. Sie bilden auch viele Wasserfälle und noch eine größere Anzahl kleiner Seen, allein mit Ausnahme des Riukand und Keel-Foß erreichen die erstern weder die Höhe, noch haben sie den Wasserreichthum der Alpenkatarakte; und den letzteren fehlen zwar nicht die wildromantischen, wohl aber die malerischen Umgebungen der helvetischen Seen. Während alle Flußthäler in die Fiords zu dem Meere ausmünden, strecken ihre Seiten- gebirge sich als hohe steile Felsenkaps noch weiter in die See hinaus. In diesen tiefen vor der Gewalt nordischer Winterstürme geschützten Thälern ist die Heimath jener schönen Edeltannen, die uralt, moosbedeckt, in riesigen Stämmen oft zur Höhe von 100 Fuß emporsteigen und ihre langen Aeste fächerartig herabneigen. Aber leider finden sich solche Urwälder von diesen skandinavischen Pal- men nur noch in jenen entlegenen Thälern, welche für den Holzhandel fast unzugänglich sind.

Obgleich das Klima Norwegens bei seiner großen Aus- dehnung gegen Norden nur ein sehr verschiedenartiges sein kann, so ist es im Allgemeinen doch ein viel milderes, als das aller übrigen, besonders der weiter gegen Osten unter gleichen Breiten belegenen Länder, wo unter dem 50. — 60. Grade schon aller Fruchtbau aufhört, während hier die Gerste noch bis zum 70 Grade gedeihet. Die Ursachen dieser Erscheinung müssen in der Schutzwehr ge- sucht werden, welche die hohen Grenzgebirge Schwedens, die Kjölen, gegen die Nordostwinde bilden, während das ganze Land den feuchten milden Seewinden des Westens zugänglich ist. Keiner der vielen Fiords dieser Westküste

bis über den 70. Grad hinauf friert im Winter zu, sogar am Nordkap bleiben die Küsten stets vom Eise befreit. Diesem verhältnißmäßig so milden Klima verdankt Norwegen eine Fruchtbarkeit, wie solche nur bei der spärlichen Erdbekleidung der Felsen möglich ist, besonders ist diese Fruchtbarkeit in den engen, sonnigen, vor den Winden geschirmten Thälern wirklich auffallend groß. Jedoch alle diese wesentlichen klimatischen Vorzüge der Gegenwart vermögen die traditionelle Ueberzeugung der Bewohner nicht aufzuheben, daß das alte Norigon in der Vergangenheit sich noch eines viel milderen Klima's erfreut habe. Ohne hiebei bis in die Zeit hinaufgehen zu wollen, wo Palmen und andere tropische Bäume mit Thiergeschlechtern des Südens, deren versteinerte Reste man überall auffindet, hier heimisch waren, Veränderungen des Nordens, die vielleicht aus der allmähligen Fortrückung der Schiefe der Ecliptik, zu meist aber aus der noachischen Fluth hervorgegangen, so bestätigen doch fortgesetzte Beobachtungen in den letzten Jahrhunderten insbesondere das Dasein von großen Waldungen in solchen Gegenden, wo jetzt kein Pflanzenwuchs mehr fortkommen kann, die Bemerkung, daß die Erdwärme abnehme und unser Planet, mindestens in den nördlichen Breiten, immer mehr erkalte. —

Wie früher in den überspannten Darstellungen Italiens, so hat man sich in neuerer Zeit in übertriebenen Berichten von den Naturreizen Norwegens gefallen. Welche vortheilhafte Vorstellung man sich von Norwegens Küsten, Gebirgen, Thälern, Seen und Flüssen entwerfen darf, geht zum Theil schon aus dem Vorhergehenden hervor. Allein die nordischen Landschaften sind selbst in den schönsten Sommertagen, wo die Sonne nicht mehr untergeht, nur

in eine Art von Helldunkel gekleidet, nur eine matte Halbbeleuchtung ist über die ganze Natur ausgegossen und diese bei dem großen Mangel verschiedenfarbiger Massen wie mit einem schwarz-grauen Teppich überdeckt. Vergebens würde man hier die kräftigen Lichttinten, die tiefen Schlagschatten und die rege Lebensthätigkeit wie in der Natur des Südens suchen, wo die Berge in rothen, blauen und violetten Farbentönen abwechseln. Die ernste Ruhe, die Einsamkeit und Stille der nordischen Natur hat zwar etwas Erhabenes und Feierliches, läßt aber doch das Gemüth weniger erwärmt und belebt, wie unter den Strahlen der südlichen Sonne. Wenn auch die Bewohner des Landes die politische Bedeutung nicht mehr besitzen wie ihre Altvordern, wo die tapfern Normannen nach Vereinigung des Reiches unter Harald Haarfagar[50] im 9ten Jahrhundert, England, Dänemark, Nordfrankreich und Sicilien eroberten[51], wo ihre Seekönige[52] mit ihren Flotten alle Küsten Europa's erzittern machten, ihre Seezüge bis nach Brassilien und Florida, dem Winlande, ausdehnten[53], wie die dortigen Normannen-Denkmale darlegen, so sind ihre Nachkommen doch ein tüchtiges, ungeschwächtes Volk geblieben. Die Erinnerung an die einstigen Groß-Thaten der Nation, niedergelegt von den Skalden[54] in runischen Reimsprüchen, in der ältern Edda[55] und Heimskringla[56] ist keineswegs mit der Zeit untergegangen, und indem sie traditionell fortlebt, kräftiget sie den männlichen Sinn dieses edlen nordischen Volkes. Vorzugsweise das Christenthum, das mit dem Anfang des 11ten Jahrhunderts durch den heiligen König Olaf[57] verbreitet und befestiget ward, verbunden mit dem angebornen Freiheitssinn der alten Normannen, hat die Volksbildung zur raschen Entwickelung gebracht. An die Stelle der Räu-

bereien und Gewaltthaten setzte die **Religion** einen friedlichen und sanften Sinn.

Obgleich die Verbindung durch den Seehandel mit dem Auslande Luxus und Genußsucht allmählig in mehrere Städte verpflanzt hat, wo diese gesteigerten Lebensansprüche nebst der Vergrößerung des Branntwein-Verbrauches eine Vermehrung der Verbrechen wie überall im Gefolge haben, so ist doch die Entsittlichung und damit verbundene Verarmung in Norwegen noch nicht zu der Höhe gestiegen, welche das übrige Europa gegenwärtig in Besorgniß setzt. Wegen der schwachen, weitschichtig wohnenden Bevölkerung im Innern des Landes, haben die Städte jene schädlichen Einflüsse der modernen Civilisation nur wenig über die Landbewohner ausbreiten können, so daß diese größtentheils noch nach der alten einfachen Sitte der Väter leben und sich dabei wohl befinden. Sogar der bemittelte Bauerngutsbesitzer verschmäht es nicht, mit eigener Hand das Feld zu bestellen, alle Ackergeräthschaften und die meisten Gegenstände, welche in andern Ländern von städtischen Handwerkern bezogen werden müssen, sich selbst zu verfertigen. Einfach in Kleidung, mäßig in Nahrung, wie die Wirthschaft diese giebt, ist der Gutsbesitzer kaum von seinen Dienstleuten zu unterscheiden, da diese gewissermaßen zur Familie gehören, und Jeder den Andern nach althergebrachter Sitte mit dem vertraulichen „**Du**“ anredet. Das Kirchspiel, zu dem die Ortschaft oder das Gehöft gehört, ist dem Landmann seine Welt, und fern hält er sich gern von dem verfeinerten Treiben der Städte, deren er selten bedarf. —

Die Körperhöhe der Norweger reicht zwar nicht zur Größe der romantischen „**Nordlands Recken**“ empor, dennoch sind es kräftige gedrungene Männergestalten mit

blauen Augen, festen entschlossenen Gesichtszügen, die gemildert werden durch biedere freundliche Gemüthlichkeit. Noch vortheilhaftere Eindrücke würden diese nordischen Männer hervorbringen, wäre ihnen größere Beweglichkeit und minderes Phlegma verliehen, beides wohl eine Folge des rauhen Klima's, unter dem sie leben. —

---

Bei dem äußerst malerisch gelegenen Städtchen Fredericksvärn mündet der 18 geogr. Meilen lange Christiania Fjord in das Meer, zuweilen so breit, daß die Ufer kaum zu unterscheiden, oft wieder so schmal wie ein Fluß, überall gefährlich durch viele von dem Wasser bedeckte unsichtbare Felsenriffe. In den mannigfaltigsten Verschlingungen von Buchten, Vorgebirgen nnd Inseln zeigen sich die größtentheils aus Thonschieferfels bestehenden Ufer, mit vielfach wechselnden Ansichten und bunten Waldschattirungen: von Tannen, Eschen, Birken und Ahornbäumen. Im Grunde der gegen den Fjord auslaufenden tiefen, geschützten Seitenthäler mit fruchtbarem Erdreich, liegen grüne Wiesenmatten oder Ackerfelder, die oft einen zwölffachen Ertrag liefern, und durch Gruppen von Eichen, Linden, Ellern und Rüstern gleichsam eingefriedigt erscheinen. Die Ortschaften bestehen nicht aus geschlossenen Städten und Dörfern, sondern aus abgesonderten Häusern, welche sich an den Bergseiten und in den Thälern weit fortziehen; größtentheils nur aus Holz gebaut, mit bunten Farben überstrichen, stellen sie sich um so freundlicher dar, als sie gewöhnlich durch Obstpflanzungen von Aepfeln,

Birnen und Kirschen umgeben sind, die sehr gut gedeihen, da während der wenn auch sehr kurzen Sommerzeit die Wärme sich stets zwischen 16 u. 24 Grad R. im Schatten erhält. Von kurzen durch die Brandung der See an den nahen Felsenufern stets heftig bewegten Wellen getragen, beenden die hier ebenfalls nicht mangelnden Dampfboote nur zu früh eine durch immer neue Prospekte sehr genußreiche Reise, bis zur Endigung des langen Meerbusens, welcher den Hafen von Christiania bildet. —

In sanfter Aufsteigung erhebt sich die Hauptstadt Norwegens halb kreisförmig um diesen Hafen, während eine lange Kette schön gebauter Landhäuser (Lücken) auf beiden Seiten des Fjords an den Hügeln weit fortgeht, und den Hintergrund dieses großartigen Amphitheaters bilden 2—3000 Fuß höhere Gebirge, aus welchen der Egge-Berg emporragt. Von diesem hohen Gneußfelsen entfaltet sich ein Landschaftsgemälde, das im Norden von Europa nicht seines Gleichen findet, über Land und Meer hinweg reicht, südlich die Hauptstadt und den lang gegen die See hinziehenden Meerbusen umfaßt, nördlich aber sich auf eine Gebirgskette stützt, die rauh, einsam und wild, dem vorliegenden heitern Naturbilde zur Folie dient. —

Doch, wie überall in Norwegen, vermißt das Auge auch hier jene vielfache Verschmelzung kräftiger Farbentöne der südlichen Landschaftsbeleuchtung, ohne welche die schönsten Umrisse des Nordens immer unter einer Art von Nebel verschwimmen. —

Das Innere der Stadt entspricht keineswegs den Erwartungen, welche das äußere Ansehen hervorruft, eine Täuschung, die bei den meisten terrassenartig am Meere emporsteigenden Städten eintritt. Größtentheils erbaut aus unansehnlichen hölzernen Häusern, belegen an engen

schiefen Gassen, sind nur einige Quartiere der Stadt in einer ansprechenden Bauart gehalten. Außer dem neuen königl. Schlosse ist auch keines der öffentlichen Gebäude von einiger Bedeutung, und die Kirchen sind sämmtlich klein, fast unansehnlich. Die alte Veste Aggerhuus auf einem in den Hafen vorspringenden Uferfelsen belegen, ist eins der wenigen noch übrigen Bauwerke aus der nordischen Vorzeit, da schon König Olaf Tryggwason[58] dieses Kastell erbaute. —

Die in der Stadt bis zu den kleinsten vorstädtischen Häusern überall vorherrschende äußere Ordnung und innere Reinlichkeit macht einen empfehlenden Eindruck; nicht minder die, wenn auch ärmliche, aber stets rein und ordentlich gehaltene Kleidung der niedern Volksklassen, Vorzüge, durch welche der Nord- vor dem Südländer sich stets günstig unterscheidet. Jene Ordnungsliebe und Sparsamkeit ist die Ursache, weshalb man in dieser keineswegs reichen Handelsstadt bei einer großen Anzahl von Armen doch nirgend Bettelei und die traurigen Schaustellungen des Pauperismus wie im Süden erblickt. —

* * *

**Der Weg von Christiania[59] in das höchste Gebirge Norwegens zeigt fast überall nur die öde und ernste Ruhe einer stiefmütterlich ausgestatteten, unter der eisigen Strenge langer Winter erliegenden Natur.**

**Durch das Thal von Lessoe in Güldbrandsdalen steigt man zum Mittelgebirge nach Toffle hinan, dann aber steiler zu dem 30 geogr. Meilen langen Hauptzuge des Gebirges empor, welcher jedoch nur eine große,**

etwa 4000 Fuß erhabene, fast überall kahle unfruchtbare Hochebene aus Geschieben von Glimmerschiefer darstellt, zu der man auf einer guten Fahrstraße gelangt, die von Christiania nach Trondhjem durch den Felsenpaß Waarstiegen führt. Auf diesem weiten Gebirgsplateau thürmt sich gegen Norden, um mehr als 4000 Fuß höher in kegelförmiger Gestalt, ein mächtiger stets schneebedeckter Glimmerschiefer-Fels, als der höchste Berg des europäischen Nordens, empor. Dies ist der Sneehättan, 8337 Fuß über dem Meere, dem nur die Skagastölszinnen in den Horungen-Gebirgen an Höhe nahe kommen sollen. Nicht ohne große Schwierigkeit besonders an der stets schneebedeckten Spitze zu ersteigen, zeigt die Aussicht von dem Gipfel des Berges, wegen des fast immer mit Nebeln erfüllten Dunstkreises, nur ein verhältnißmäßig kleines Rundgemälde, und das was man an demselben unterscheidet, sind größtentheils nur Schneefelder und Eisgletscher, weiter abwärts aber nackte Steinmassen oder lange Einöden von Hochsümpfen und Moorfeldern, geschieden durch Moos und Flechten bedeckte Erhöhungen.

In dieser unwirthbaren Hochebene wurde zur Aufnahme der Reisenden schon im 13. Jahrhundert das Hospiz Fogstuen gestiftet — der Sage nach vom König Eystein —, welches zwar mit dem auf den penninischen Alpen nicht zu vergleichen, doch eine große Wohlthat in einer Nordlands-Wüste bleibt, deren Bewohner nur Bären, Luchse, Wölfe, Steinadler, Schneehühner und der Lemming[60] sind. —

Fast nach allen Richtungen senken sich von diesem breiten Gebirgsrücken tief eingeschnittene Thäler herab, deren Grund aus Rasenmatten besteht, die von rauschenden aus den Hochsümpfen entspringenden Gewässern befeuchtet wer-

den. Doch die Seiten dieser Thäler fangen erst in 3000 Fuß Seehöhe an, sich mit niedrigem Gehölz zu bekleiden, und nicht früher als mit 2000 Fuß Meereshöhe in diesen nördlichen Breiten zu jenen dunkeln Forsten von herrlichen Tannen, Fichten und Birken zu entwickeln, wie sie nur der Norden hervorzubringen vermag. Stunden weit von einander, und zwar fast stets in diesen engen Thälern als dem allein bewohnbaren Norwegen, sind die Gaards (Bauer-Gehöfte) vertheilt, denn sehr gering ist die Bevölkerung im Innern des Landes. Die Meiereien bestehen gewöhnlich aus einem Hofraum, umschlossen von dem Wohnhause des Landbauers, dem Hause für die Dienstleute, den Pferde- wie Rindviehställen, und einem auf hohen Pfählen ruhenden Fruchtspeicher mit beweglichen Zugbrücken. Alle diese Gebäude sind zwar nur von Holz aber dauerhaft, oft sogar zierlich gebaut, mit Thürmchen geschmückt und die Thüren durch Vordächer geschützt, die von Holzsäulen getragen werden. Noch mehr ist jedoch das Innere der Häuser durch Reinlichkeit und Ordnung ansprechend, auch bei aller Einfachheit sogar ein gewisser Wohlstand bemerkbar. Die mit Holz getäfelten Wände der Stuben zeigen viele oft sehr kunstfertig eingeschnittene Bilder, versehen mit biblischen Sprüchen, auch Wandbretter mit mancherlei Büchern. Getrocknete Fische, Milch, Käse und Eier sind die gewöhnliche Nahrung dieser Landleute. Brod ist theuer, Fleisch wird bei seltener Schlachtung eines Stück Viehes genossen, und durch Wildpret besonders der häufigen Auer- und Birkhühner ersetzt. Obst- und Gemüsearten fehlen gänzlich, doch Kaffee fast nirgend, der früher des Morgens dem Gast oder Reisenden schon im Bett dargereicht ward, ein gastrechtlicher Gebrauch, der, wie vieles Andere altdeutscher Sitte, bereits abgekom-

men ist. Die Verbindung unter diesen weit entlegenen Gaards beschränkt sich auf einige nachbarliche Zusammenkünfte in der Winterszeit, und den sonntäglichen Besuch der Kirche. Mehrere dieser Landkirchen, wiewohl nur von Tannenholz, sind im Basilikenstyl gezimmert und durch schlanke Säulen zuweilen in drei Schiffe geschieden, von einer halbrunden Brettdecke überspannt, auch mit einem halbrunden Chor versehen, der einen gewissermaßen abgeschlossenen Bautheil bildet.

Das Aeußere solcher Kirchen ist mit einem kleinen Kuppelthurme, zuweilen noch mit andern kleinen Thürmchen, vortretenden Portalen, Giebeln und Erkern, sowie das Innere mit mannigfaltigem Schnitzwerk, alles nur von Holz, zierlich geschmückt. Jedenfalls haben die seefahrenden Normannen diesen unverkennbar byzantinischen Kirchenstyl am Mittelmeer kennen gelernt und hieher übertragen.

Am Fuße des Dovre Fjeld[81], sowie auch an den Küsten, findet man mehrere rohe Monumente von Stein, welche der frühesten Kulturzeit Skandinaviens angehören, und über alle historische Ueberlieferungen hinausgehen, auch mit den celtischen Steindenkmalen in England und Frankreich viel Aehnlichkeit haben. Es sind theils Grabmale, Steinkreise, Wagsteine, oder spitze Steinpfeiler, die als Grabesmonumente für Herrscher und Helden errichtet, oder zu Opferstätten und andern gottesdienstlichen Verrichtungen, den skandinavischen Druiden gedient haben mögen.

---

# Schweden.

## Stockholm.

(Ein Reisebild.)

Am 27. Juli fuhren wir mit dem Dampfschiffe Christian VIII. von Kiel ab, um dem majestätischen Stockholm zuzufliegen; wir passirten die Inseln Langeland, Laaland, Falster, Moen, welche letztere, ein Kreidefelsen, sich stolz aus dem Meere erhebt, dann sahen wir die schwedische Küste und in nebeliger Ferne die dänische Insel Bornholm. Gegen 11 Uhr Morgens näherten wir uns der schwedischen Stadt Ystad, welche von der See aus einen recht hübschen Anblick gewährt; die Häuser mit den rothen Dächern und geweißten Mauern schimmerten uns freundlich entgegen. In der Nähe des Hafens bekamen wir einen Bootsen, welcher das Schiff bestieg und in den Hafen hineinbringen half. Der Hafen ist von einem Steindamm umschlossen, um ihn gegen den Eisgang zu schützen. Das Schiff darf hier weder Passagiere noch Güter aufnehmen, sondern legt nur an, um die nöthige Menge Steinkohlen, deren es bis Stockholm bedarf, zu laden. Der Hafen scheint nicht besonders tief zu sein, denn die Räder des Dampfschiffes wühlten und peitschten

Schlamm auf, der einen erstickenden und nur zu bekannten Geruch verbreitete. Die sich daselbst entwickelnden Luftarten bestehen aus Kohlen- und Schwefelwasserstoffgas, hervorgebracht durch die Verwesung organischer Körper.— Da das Schiff hier etwa zwei Stunden liegen bleiben sollte, so stieg ich sogleich an's Land, aber man wird nur zu bald enttäuscht, wenn man sich die Stadt schön gebaut und reinlich denkt. wie sie von der Seeseite aus erscheint. Die Straßen sind eng und krumm, das Pflaster schlecht, und ein flüchtiger Einblick in die Häuser ließ auf keine besondere Reinlichkeit schließen; der Boden in den Zimmern war freilich mit Sand und grünen Tannenreisern bestreut, aber die Fenster waren eng und schmutzig. Der Marktplatz ist geräumig, in der Nähe desselben steht die Kirche, welche wahrscheinlich im Jahre 1650 erbaut ist, wenigstens prangte diese Jahreszahl in Eisen an dem zerbröckelten Gemäuer. An der Kirchenmauer hatten Bauern ihre Pferde angebunden, welche die Reinlichkeit freilich nicht vermehren halfen; zerlumpte und ärmlich gekleidete Leute schlummerten in dem Schatten der Mauer.

Höchst interessant ist es für den Fremden, daselbst die verschiedenartigen Trachten der Landleute zu sehen; die Frauen hatten rothe oder farbige Tücher um den Kopf geschlungen, Andere hatten wieder einen besonderen Putz, der wie ein Pfauenschweif über den Rücken herniederhing, die Männer trugen größtentheils runde Hüte, leinene Beinkleider, blaue Jacken und sehr bunt gestickte Kragen oder Vatermörder von entsetzlicher Länge.

Viele Bauern hielten mit ihrem Gespann auf dem Marktplatze, einige boten Sensen feil, andere schlummerten, noch andere feilschten oder schlenderten in den Straßen umher. Die Pferde, welche ich hier sah, waren klein,

aber sie schienen kräftig und gut genährt zu sein. — In dem Hafen lagen einige Briggs und kleine Fischerkähne, in welchen sich Häringe befanden; diese wurden viel gekauft, junge Mädchen trugen sie in Körben, geflochten aus Hanf oder Werg, in die Stadt hinein.

Nachdem ich mir die Stadt und das Leben in derselben, so viel mir die kurze Zeit gestattete, angesehen, begab ich mich wieder auf das Schiff, wo ich eben noch zu rechter Zeit ankam. Schon ertönt die Schiffsglocke zum zweiten Male, die Matrosen winden singend den Anker in die Höhe; die mächtigen Räder peitschen die Fluth, daß der Schaum in Perlen und Flocken in die Höhe spritzt, und pfeilgeschwind geht's hinaus aus dem Hafen von Ystad. Ein frischer, herrlicher Seewind erhob sich und spielte mit den Bändern, welche die Lootsen um ihre Hüte geschlungen, kräuselte die bläulich grünen Wogen und entfaltete droben am Mast die Dannebrogs-Fahne. Immer heftiger und heftiger blies der Wind. Das Schiff durchschnitt zischend die Wogen, welche sich wie der Rücken eines Ungethüms krümmten, die salzigen Fluthen spritzten über das Verdeck, und mir war es beschwerlich, auf demselben zu gehen. Ich eilte in die Kajüte hinunter, doch hier stellte sich bald die Seekrankheit ein, eine Krankheit, gegen welche alle Mittel vergeblich sind.

Gegen Abend legte sich die Heftigkeit des Windes, das Meer wurde ruhiger, und mit der Ruhe der Elemente zog auch in mein Gemüth wieder Heiterkeit ein, ich ging aufs Verdeck und hatte hier einen herrlichen Anblick, der Himmel war im Norden mit schwarzen Wolken bedeckt, die sich von Zeit zu Zeit trennten und den Himmel mit einem blendenden Glanz übergossen; ich habe früher nie das Wetterleuchten in solcher Pracht gesehen, denn für solches

hielt ich es, für eine Verbindung der positiven und negativen Elektricität. Es soll dies Wetterleuchten bis gegen Morgen gedauert haben.

Augenblicklich ist der ganze Himmel wieder rein und blau, nur kleine leichte Sommerwölkchen ziehen auf dem Grunde des tiefen Azurs einher. Der Morgen brachte uns aber einen bewölkten Himmel, von dem ein feiner Regen herabstäubte. Es war der 28. Juli, und unsere Freude, auf dem Meere den Eindruck der totalen Sonnenfinsterniß genießen zu können, schien zu Wasser werden zu wollen. Doch heiterte sich die Luft im Laufe des Vormittags auf und am Mittag stand der Himmel in schönster Bläue über uns. Wir beeilten uns, einige Glasscherben anzublaken, um mit diesen freilich äußerst mangelhaften Helioskopen den großen Augenblick der Sonnenfinsterniß zu erwarten. Um 3 Uhr 22 Minuten mittlerer Zeit, als wir uns gerade 56° 15′ nördl. Breite und 35° östlicher Länge befanden, begann der Eintritt des Mondes. Nach und nach verwandelte sich das Sonnenlicht in einen nebelig-bläulichen Schein, bis der letzte Strahl der Sonne urplötzlich wie abgebrochen verschwand und eine blauröthlich-tiefdunkle Dämmerung eintrat. Die Uhr wies in diesem Moment auf 4 Uhr 20 Minuten 30 Sekunden mittlerer Zeit, das Schiff aber befand sich in 56° 23′ nördl. Breite und 35° 3′ östl. Länge. Der die Sonne vollständig bedeckende Mondkörper erschien wie eine schwarze Scheibe mit einem mattgelben gezackten Rande. Unzählige Sterne wurden am Firmamente sichtbar. Die leicht gekräuselten Wellen des Meeres waren in unbeschreiblicher Weise gefärbt. Unsere Gesichter sahen blaß und fahl aus. Der Eindruck, den dies noch von Keinem von uns erlebte Phänomen auf uns Alle machte, war überwältigend. 3

Minuten 31 Sekunden, so lange währte die Totalfinsterniß, standen wir in Staunen versunken, da zuckte plötzlich ein Blitz hinter der Mondscheibe hervor, mit Jubelgeschrei begrüßten wir den ersten Lichtstrahl, vor dessen Glanz auch alle Sterne eben so plötzlich wie sie erschienen waren, wieder verschwanden. Fast schien es, als ob der Austritt des Mondes schleuniger vor sich ginge als sein Eintritt; mit solcher Gewalt quoll das Licht der Sonne hinter seinen Rändern hervor. Um 5 Uhr 26 Minuten, als wir uns in 56° 34′ nördl. Breite und 35° 1′ östl. Länge befanden, verschwand die letzte Spur des Mondes. — Kurze Zeit darauf befanden wir uns zwischen Oeland und Gottland, der Kapitän hoffte, daß wir nach Mitternacht die Scheeren erreichen würden. Ich war eben droben auf dem Verdeck, die Tiefe des Wassers wurde gemessen, sie betrug 25 Faden, das Schiff hatte während der Messung, welche nur wenige Minuten dauerte, still gelegen; ich ging, als die Räder wieder in Bewegung gesetzt wurden, nach dem Bugspriet hin und sah hinunter in die Fluth, sie wurde rauschend von dem Kiel durchschnitten, die schimmernden Wasserperlen zerstäubten glänzend im Sonnenlicht. —

Zwei Stunden nach Mitternacht erreichten wir die Scheeren, aber das Schiff kreuzte noch einige Zeit außen vor, da der Kapitän der Sicherheit wegen warten wollte, bis es wieder hell geworden sei. Ich war beim Aufgang der Sonne auf dem Verdeck, sie warf eine glänzende Feuersäule auf die Spiegelfläche des Wassers hin, die Luft war vollkommen blau und rein, der Himmel wölbte sich wie eine Azurkuppel über das Meer, und nur dann und wann kräuselte ein leiser Lufthauch die blauen Wogen. Wir fuhren in die Scheeren hinein, dies sind unzählige

Inseln und Inselchen, bedeckt mit Fichten und Tannen von mittlerer Größe, welche von den Armen der See wie von Silberbanden umflossen werden. Nur dann und wann guckte am Strande durch Tannen und Fichten eine kleine Fischerhütte hervor, einzelne Kähne lagen in der Nähe der Klippen, vom Ufer erhob sich zuweilen kreischend eine Möve, schlug mit den weißen Schwingen auf den Wellenspiegel und schwang sich dann in die Lüfte; auf einzelnen Steinblöcken, die aus dem Wasser auftauchten, sonnten sich Seehunde, welche sich aber bei Annäherung des Schiffes in die Fluthen stürzten. Gegen 8 Uhr erreichten wir Dalarö, eine kleine Festung, auf welcher sich einige Bastionen, von Felsstein erbaut, befinden; der wachthabende Soldat rief das Schiff an, er fragte, woher es komme und wie es heiße, auf diese Frage antwortete der Kapitän mit dem Sprachrohr. Gleich hinter der Festung befindet sich die Stadt Dalarö, welche vom Wasser aus einen höchst romantischen Anblick gewährt, auf den Spitzen der Klippen, welche hier freilich von keiner bedeutenden Höhe sind, uud an den Abhängen hingen gleich Schwalbennestern Häuser und Hütten aus Holz gebaut; sie sind alle roth angestrichen und nur der Schornstein ist geweißt, zwischen diesen lieblichen Wohnungen rauschen die grünen Fahnen nordischer Bäume. Auf ganz Dalarö befinden sich nur drei Steinhäuser; die Einwohner sind Lootsen und Wachtmeister. Wir bekamen hier einen Wachtmeister an Bord, welcher jedem Schiffe mitgegeben wird, um das Schmuggeln zu verhindern. So weit das Auge reicht, erblicke ich nur Klippen in den sonderbarsten Formen und Gestalten, einige sind braunröthlich und enthalten wahrscheinlich Ocker, andere sind mit Moos bewachsen und dazwischen erblühen gelbe und röthliche Blumen, die man aber vom Schiffe

aus nicht erkennen kann. Bald kommen wir den Klippen bis auf wenige Schritte nah, so daß man die zerrissenen Steinblöcke und das Geröll ganz deutlich erkennen kann, bald entfernen wir uns wieder so weit, daß man nur noch die Fichten auf den Klippen erblickt. Das Schiff ändert jede Minute seinen Cours, wie eine Schlange windet und krümmt es sich durch das unzählige Heer der Inseln und Inselchen. Nun nähern wir uns der Festung Verholm, sie scheint bedeutender und mächtiger als die Festung Dalarö zu sein, das Schiff wird wieder wie bei letzterer angerufen und rauscht dann majestätisch weiter. Die Inseln und Inselchen erheben sich höher aus den Fluthen, die Fichten sind von höherem Wuchs, und Häuser und Hüttchen lugen in größerer Menge, je näher wir der nordischen Hauptstadt kommen, aus dem Grün hervor. Jetzt tauchen die ehrwürdigen Kirchen und Thürme vor uns auf, wir nähern uns dem Hafen; wie eine orientalische Stadt liegt Stockholm vor uns, amphitheatralisch gebaut sieht sie über den Mälar und die Ostsee hinaus, stolze Briggs liegen in dem Hafen, norwegische und schwedische Flaggen flattern hoch von den Masten; das Dampfschiff legt bei der Schiffsbrücke (Skippsbroc) an. —

Wir sind nun in dem meerentstiegenen Stockholm. Nur wenige Städte Europa's sollen mit der reizenden Lage Stockholm's wetteifern können; man hat diese herrliche Hauptstadt Schwedens, umrauscht von den Wogen des Mälars und der Ostsee, das Constantinopel des Nordens genannt, und wohl nicht mit Unrecht; freilich erheben keine Minarets ihre schlanken Spitzen bis in die Wolken, aber Stockholm hat auch keinen Mangel an Thürmen und Kirchen, die stolz in die azurblaue Luft ragen. Jetzt ist der Mai des Nordens, der Himmel des Südens

kann kein leichteres, schöneres Blau über Wälder, Seen und Städte ergießen, als es augenblicklich über Stockholm wie eine unendliche Azurkuppel ruht. —

Gleich nachdem das Dampfschiff bei der Schiffsbrücke angelegt hatte, drängte sich eine Menge von Arbeitsleuten herbei, von denen sich einige das Gepäck zu tragen, andere mich in ein Logis zu führen erboten. Wie Harpyen fallen sie über den Reisenden her, der sich ihrer kaum erwehren kann, und fast gezwungen in ihren Strudel hineingerissen ihnen folgen muß. Ich übergab mein Gepäck einem dieser Leute und ließ mich nach dem Hotel de Francfort führen, welches mir besonders empfohlen worden war. In Stockholm fehlt es ganz an eigentlichen Gasthöfen, und die Reisenden sind oft genöthigt, bei Privatpersonen einzukehren, welche ihre Zimmer den Fremden überlassen. In den sogenannten Hotels erhält man nur Logis, an **table d'hôte** wird dort nicht gespeist und man ist genöthigt, in der Stadt die Källare oder Restaurationen aufzusuchen.

Nachdem mir ein Zimmer angewiesen und ich meiner Effekten entledigt war, machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Die Luft ist so drückend heiß, daß man glauben könnte, man sei in eine Stadt des fernen Südens versetzt, worin man noch mehr bestärkt wird, wenn man die vielen in Lumpen gehüllten Leute mit bleichen Gesichtern, auf die die Armuth ihren Stempel aufgedrückt, an den Mauern der Häuser, gegen den Brand der Sonne Schutz suchend, schlummern sieht.

Stockholm besteht aus sechs Haupttheilen, aus der eigentlichen Stadt, dem Nordermalm, Ladugaardslandet, Kungsholmen, den Inseln im Arme der Ostsee und aus Südermalm.

Der älteste Theil Stockholms ist die eigentliche Stadt, welche auf drei Inseln am Ausflusse des Mälar's liegt, sie enthält viele enge und schmutzige Gassen, doch auch breite Straßen, in denen sich Prachtgebäude erheben; die übrigen später angebauten Theile sind regelmäßiger und von gefälligerem Aeußern. —

Die schönste Aussicht über Stockholm und den Mälar genießt man von Mosebacke, dem höchsten Punkte auf dem Südermalm. Ich stand an einem Abend auf diesem erhabenen Punkte, zu meinen Füßen lag die ganze Stadt in all ihrer Herrlichkeit ausgebreitet, im Hafen lagen die Schiffe mit ihren himmelanstrebenden Masten, und die Flaggen fast sämmtlicher Nationen flatterten in der leisbewegten Luft. Durch den Hafen zogen kleine Böte, Mädchen aus Dalekarlien führten sie gewandt über die Fluthen; zu mir herauf dringt der Jubel der Stadt, in der Kühle des Abends verläßt die Mehrzahl der Bewohner ihre Häuser; horch, da erklingt ein Lied, und da antwortet eine andere Stimme, und beide erschallen harmonisch vereinigt und steigen in die stille Abendluft auf. Jetzt legt die Sonne ihr Haupt auf das ruhig wallende Meer und scheidend röthet sie die Wolken am fernen Horizont, sie vergoldet die Zifferblätter der ehrwürdigen Kirchen; schlank ragen die Thürme in den Himmel hinein, sieh, dort steht die Riddarholmskirche mit dem gußeisernen Thurme, dort guckt die Marien-, die große und die deutsche Kirche aus dem Häusermeere empor.

Nun ist der letzte Strahl der Sonne erloschen und die Dämmerung tritt ein, die Nacht breitet ihren Mantel über die Stadt aus, aber er ist mit Sternen durchwirkt, und im Osten steigt der goldige Mond empor, und nun liegt Stockholm in einem geisterhaften Lichte vor mir, die wei-

ßen Häuser mit den rothen Dächern, der Spiegel des Meeres und die Klippen, bekränzt mit Tannen und Fichten, werden von des Mondes lichten Strahlen phantastisch erhellt, und eine nie gefühlte Sehnsucht steigt in meiner Brust auf, so daß meine Seele aufjauchzen möchte vor Wonne und Entzücken, aufjauchzen in der still romantischen Nacht. —

Stockholm ist reich an Marktplätzen, geziert mit den Statuen seiner größten Fürsten, und reich an Prachtgebäuden, von denen ich besonders das königliche Schloß, das Opernhaus, den Palast des Erbprinzen, das Ritterhaus, die Bank und die Münze hervorheben will.

Das Schloß wurde nach dem Plane des ausgezeichneten Baumeisters Nikodemus Tessin erbaut. An der nördlichen Seite des Schlosses befindet sich ein Aufgang, der Lejonbacke (Löwenberg) genannt wird. Zu beiden Seiten des Aufganges liegen zwei stolze, züngelnde, in Erz gegossene Löwen, welche zur Zeit Karls **XII.** verfertigt wurden. Auf der östlichen Seite befindet sich ein hübscher Garten, der dem Hafen zugewendet liegt, dieser wird Luchshof (Logaarden) genannt, weil früher wilde Thiere dort gehalten wurden. In dem Schlosse ist eine reiche Gemäldesammlung enthalten, welche Arbeiten von Raphael, Correggio, Murillo, Albrecht Dürer, Van Dyk, Rembrandt, Rubens, Leonardo da Vinci und andern Meistern aufzuweisen hat. Von Philipp van Dyk spricht besonders eine bei Tisch betende Familie an, der Ausdruck höchster Andacht ruht auf allen Gesichtern, besonders auf dem des Kreises, welcher auch die Hauptperson des Gemäldes ist. Von Leonardo da Vinci ist nur ein Christuskopf vorhanden.

In einem Kabinette des Schlosses, das ägyptische

Zimmer genannt, werden mehrere ägyptische Antiquitäten aufbewahrt, u. a. eine Mumie, das Fragment eines Typhon, welcher ein Feind der Götter war und das böse Prinzip in der ägyptischen Götterlehre bildlich darstellte, ein Cynocephale; die Gottheit, welche in dieser Form dargestellt wird, wurde bekanntlich als Erfinder in den Künsten und Wissenschaften angesehen.

In den Porzellanzimmern sind griechische, etrurische und korinthische Vasen aufgestellt, auch befinden sich hier einige schöne Gefäße, welche Raphael mit Zeichnungen versehen haben soll, um einen persönlichen Feind, der ein Töpfer war, zu versöhnen.

In der Statuen-Gallerie befinden sich viele höchst kostbare Antiken, auch sind daselbst Arbeiten von den schwedischen Bildhauern Sergell, Byström und Fogelberg vorhanden. Von Sergell u. a. die Büste Karl XIII., der König ist in eine Toga gehüllt und hält eine Rolle in der Hand.

Von Fogelberg sind in kolossaler Größe und in cararischem Marmor ausgeführt: Odin, Thor und Baldur, welche durch ihre Größe und Einfachheit nngemein imponiren. Thor ist mit seinem schweren Hammer, dem Mjöllner, dargestellt.

Fogelbergs Arbeiten erinnern durch ihre einfache Größe an Thorwaldsen, in den Gesichtern ist Kraft und Stolz ausgedrückt, und man erkennt den Sohn des Nordens in diesen kräftigen Naturen.

In Sergells Zimmern werden Modelle dieses ausgezeichneten Bildhauers in gebranntem Thon aufbewahrt. Nach Sergells Tode, im Jahre 1815, wurden sie von dem k. Museum angekauft.

Im Schlosse befindet sich auch die königl. Bibliothek,

welche kostbare Werke aufzuweisen hat, und besonders einen bedeutenden Zuwachs dadurch erhält, weil von jedem Werke, welches in Schweden gedruckt wird, ein Exemplar an die Bibliothek eingesendet werden muß; hier werden noch viele kostbare Manuscripte aufbewahrt, auch wird ein großer Foliant gezeigt, der die Teufelsbibel genannt wird, und auf Pergament, bereitet von 300 Eselshäuten, geschrieben ist. Die Schweden haben diesen Folianten in Prag, wie so manche andere kostbare Werke und Manuscripte, im 30jährigen Krieg erbeutet. In der Mitte der Bibliothek liegt Karl **XII.** in Bronze gegossen, man sieht die Wunde am Schlafe, die der junge Held vor Friedrichshall erhielt und welche Ursache seines frühen Todes war, und ihn von seiner siegreichen Bahn so plötzlich herabschleuderte. —

In besonderen Zimmern sind die Kleidungen und Trachten der schwedischen Könige geordnet, man zeigt den Handschuh, welchen Karl **XII.** anhatte, als er erschossen wurde, er muß sogleich mit der Hand nach der Wunde gefühlt haben, denn noch sind die Blutspuren auf dem Handschuh sichtbar. Auch zeigt man den Domino und das Hemd, welche Gustav **III.** in dem Opernhause trug, als er von Ankarström erschossen wurde, auch sind noch die Blutspuren auf dem Hemde zu sehen. Eine unendliche Menge von Kleidungsstücken, prachtvollen Sätteln, welche die Pferde bei der Krönungsfeierlichkeit schwedischer Könige trugen, so wie Degen, Waffen und Schmucksachen werden hier aufbewahrt, können aber dem Beschauer kein besonderes Interesse gewähren.

Im östlichen Thorgewölbe des Schlosses steht eine Marmorgruppe in kolossaler Größe von Sergell, welche den Axel Oxenstierna vorstellt, wie er der Klio die Thaten Gustav Adolfs diktirt. Unten am Schloßberge er-

hebt sich, in Bronze gegossen, die Statue Gustav III. Der König hält in der rechten Hand einen Oelzweig und seine Linke ruht auf einem Steuerruder. —

Das Ritterhaus (Riddarhuset) ist im Rococogeschmack erbaut, Statuen und alterthümliche Verzierungen befinden sich auf dem Dache. In diesem Gebäude versammeln sich die Edelleute bei Reichstagen, hier hat auch der Adel sein Archiv, und die Papiere des Ritterhauses werden ebenfalls in diesem Gebäude aufbewahrt. Auf dem Ritterhausmarkte, dem letztgenannten Gebäude gegenüber, erhebt sich die Statue Gustav I. Wasa in Bronze, sie wurde von den Kanonen gegossen, welche Karl XII. erobert hat.

Dem Löwenberge gegenüber befindet sich eine Brücke (Nörrebro), welche die eigentliche Stadt mit dem Nordermalm in Verbindung setzt; unter der Brücke ist eine Conditorei angelegt, und von dieser aus hat man eine sehr schöne Aussicht auf einen kleinen, mit Bäumen reich geschmückten Garten und den brausenden Strom. So wie man die Brücke passirt hat, sieht man zur Linken das Bazargebäude und geht gerade auf den Gustav Adolfs-Markt zu; in der Mitte dieses Marktes erhebt sich auf einem Piedestal, welches mit den Medaillons der Feldherren Torstenson, Wrangel, Banner und Königsmark geziert ist, das Standbild Gustav Adolfs hoch zu Roß. Auf diesem Markte steht auch das Opernhaus und der Palast des Erbprinzen, ersteres wurde von Gustav III. erbaut und enthält die Inschrift: **Gustavus III. patriis musis.**

Einer der schönsten freien Plätze der Stadt ist der Markt Karl XIII., an beiden Seiten desselben sind kühle, schattenreiche Alleen, in denen am Sonntag-Mittage die vornehme Welt promenirt. In der Mitte des Marktes erhebt sich das Standbild Karl XIII., es wurde von Göthe

modellirt und von Carbonneau in Paris gegossen, auf dem Piedestal ruhen vier königl. Löwen, die von dem Bildhauer Fogelberg modellirt sind. —

Auf dem Riddarholm ist die Riddarholmskirche das sehenswertheste Gebäude, sie wurde unter der Regierung Erich **XIV.** erbaut, hat aber seit der Zeit viele Veränderungen erlitten; sie wurde zwei Mal vom Blitze getroffen. Im Jahre 1835 brannte der Thurm, vom Blitze entzündet, nieder, aber die Kirche trotzte der Macht des gierigen Elementes und blieb beinahe gänzlich unversehrt. Jetzt erhebt sich ein schlanker, aus Eisen gegossener Thurm auf dem herrlichen Gebäude. So wie man in die Kirche tritt, sieht man zur Rechten und Linken die Rüstungen der Könige, vor dem Altar befinden sich zwei Grabmäler, die der beiden Herrscher Magnus Ladulaas und Karl **VIII.** Knutson, sie sind aus einem röthlichen Steine von dem Bildhauer Lukas und dem Maler Andreas verfertigt.

In dem Gustavianischen Grabchore ruht in einem prächtigen Sarkophage die Asche des Heldenkönigs Gustav Adolfs, über ihm hängen die erbeuteten und eroberten Fahnen, und an der Seitenwand ist eine Menge von Trommeln aufgeschichtet, ebenfalls Trophäen, welche er auf seinen Feldzügen eroberte. Im Grabgewölbe ruht seine Gemahlin Maria Eleonora; auch Gustav **III.** und Karl Johann sind hier beigesetzt. —

Das Karolinische Grabchor befindet sich dem Gustavianischen gerade gegenüber; in demselben ruht in einem Sarkophage von schwarzem Marmor Karl **XII.**, und sein Degen hängt zur Seite an der Wand. Oben im Gewölbe hängen eroberte Fahnen und Standarten, welche sich über den Staub des jungen Helden wie trauernd herabsenken. In diesem engen Raum hat nun der wilde Geist Ruhe

gefunden, der schwarze Marmor des Sarkophags birgt nur noch Asche des einst so gefürchteten Helden. An den Seiten im Chore ruhen sein Schwager Friedrich und seine Schwester Ulrike Eleonore. —

Auf dem Riddarholm legen die Dampfschiffe an, die auf dem Mälar fahren, und man sieht stündlich diese Schiffe kommen und gehen, mitunter liegen einige dreißig nebeneinander. Ganz in der Nähe der Landungsbrücke ist ein Pavillon, von welchem man eine recht hübsche Aussicht hat. Ich saß an einem Sonntagabende in der Veranda dieses Pavillons und sah den ankommenden Dampfschiffen zu, der Tag war drückend und schwül und nun ergoß sich die Kühle des Abends so wohlthuend hernieder. Der Mond war aufgegangen und erglänzte klar und licht über den Klippen auf Südermalm, da donnerten Kanonenschüsse, und die Klippen gaben das Echo krachend zurück; ein Dampfschiff kam an, es wurde darauf musicirt, gesungen und gelacht, jetzt stiegen Raketen in die klare blaue Luft, sie wurden vom Schiffe aus geworfen, und droben in dem lichten Blau verbreiteten sie einen Feuerregen, eine steigt nach der andern, sie zerspringen prasselnd und die bunten flimmernden Pünktchen senken sich leise hernieder. Ueberall Musik und Gesang, überall frohe, jubelnde Leute, dazu Mond und Sterne strahlend an des Himmels reinstem Blau. —

Meine Wanderungen und Spaziergänge durch die Straßen der Stadt wiederholte ich öfters, am Tage und am Abend, theils um mich zu orientiren, theils um die Eigenthümlichkeiten der Schweden aufzufassen. Källare (Restaurationen) sind in großer Menge durch die ganze Stadt zerstreut, hier fand ich den schönen Gebrauch, den Boden mit Tannenreisern oder Wachholderzweigen zu be-

streuen, die Zimmer werden dadurch mit einem höchst aromatischen, angenehmen Geruche erfüllt. Vor der Mittagsmahlzeit nimmt der Schwede ein Sup (Schnaps), um den Magen zu reizen, und bliebe es bei einem, so wäre gegen den Gebrauch nichts einzuwenden, aber nur zu häufig verleitet er durch den täglichen Genuß zum Trinken; und man hat gewiß nicht mit Unrecht den geistigen Getränken theilweise die Ursache der Verarmung und die Zunahme der Verbrechen zugeschrieben. Das Knäckebröd (ein flaches Brod), welches am häufigsten genossen wird, ist von einem indifferenten Geschmacke und erfordert gesunde und starke Zähne. —

Auch Conditoreien sind in großer Menge vorhanden. Ich fand darin unter mehreren inländischen Zeitungen nur eine einzige deutsche Zeitung, den „Hamburger Correspondenten."

Auf allen Straßen und auf dem Wasser findet man Landmädchen und Frauen aus Dalekarlien[62], sie unterziehen sich den schwersten Arbeiten, im Sommer fahren sie beständig nach den verschiedenen Punkten der Stadt und dem Thiergarten in Böten mittlerer Größe, welche durch Schaufelräder in Bewegung gesetzt werden und das Ansehen eines Dampfschiffes en miniature haben. Vier dieser Mädchen fahren gewöhnlich diese Böte, zwei und zwei drehen sie an Kurbeln, welche mit den Schaufelrädern in Verbindung stehen. Diese Böte gehören einer Compagnie zu, welche die Mädchen besoldet, sie haben Tücher um den Kopf geschlungen, welche unter dem Kinn zusammengeknotet werden, tragen rothe Mieder, rothe Strümpfe und eigenthümliche Holzschuhe, der Absatz befindet sich bei denselben fast in der Mitte, und die ganze Sohle ist mit dicken Nägeln beschlagen. Die Mädchen sind stark und

kräftig und zeugen von der Kraft jener Männer aus Dalekarlien, mit denen Gustav Wasa, Gustav Adolf und Karl XII. ihre Schlachten geschlagen. Die Männer tragen lederne Hosen, blaue Strümpfe und runde Hüte, um welche sie eine rothe Litze mit Troddeln geschlungen haben; sie arbeiten bei den Bauten und legen gewöhnlich den Grund der Häuser, der mit Granitsteinen aufgeführt wird. —

Stockholm ist reich an schönen Umgebungen, welche die mannigfaltigsten Abwechselungen gewähren, Klippen mit Tannen und Fichten bekränzt, Landseen, Wälder und Wiesen bieten dem beobachtenden Auge den reichsten Genuß. Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt das hübsche Waldschloß Haga, welches Gustav der Dritte erbauen ließ, es liegt mitten in einem großen und ausgezeichnet schönen Parke, voll kühner Alleen und schattenreicher Gänge; Kanäle schlängeln sich durch den Park, auf welchen stille Schwäne rudern; vor dem Schlosse liegt eine kleine Insel, nach welcher eine Brücke führt, das Geländer dieser Brücke wird von einem Netze gebildet, welches zwei aus Erz gegossene Neger in das Wasser auszuwerfen scheinen. Diese Statuen sind sehr schön gearbeitet. In dem Park befinden sich Tempel, Urnen und reiche Anlagen; die Linde, die Birke und die Platane sind in diesem Gehölze vorherrschend. Gustav III. ließ hier den Grundstein zu einem großartigen Schlosse legen, von welchem aber nur die Grundmauern fertig wurden. Der Grundstein ist von kolossalen Felsblöcken auferbaut, aber jetzt ziehen sich Moose über den Granit hin, Ranken schlängeln sich empor, welche in den Ritzen des Mauerwerks wurzeln, und Bäume steigen aus den kühlen Gründen mit ihrer grünen Krone empor. Wo der Boden auch noch so

felsig ist und ihn nur kümmerlich ein wenig Erde bedeckt, da schlagen doch die Pflanzen ihre Wurzeln und suchen den kalten Stein liebend mit grünem Laube zu bedecken. Hier ist auch durch einen hohen Felsen eine Oeffnung gesprengt worden, um Wasser in ein Stallgebäude hineinzuleiten, welches auf dem Berge erbaut werden sollte.

Ein wenig weiter als Haga liegt das Lustschloß Drottningholm von Stockholm entfernt, es ist auf einer Insel, Losö im Mälar, erbaut worden. Das Innere des Schlosses ist reich und prachtvoll ausgestattet und enthält manche Kunstschätze, die Gemälde sind aber fast nur Portraits fürstlicher Personen, worunter sich das der unglücklichen Dänenkönigin Karoline Mathilde ** auszeichnet. In diesem Schlosse ist auch die reiche Bibliothek Gustav III., einige Zimmer sind mit Marmorbüsten verziert, in anderen befinden sich an den Wänden Malereien, welche die von den Schweden gelieferten Schlachten darstellen. Vor dem Schlosse sind acht große mythologische Gruppen, aus Bronze, aufgestellt, sie wurden von den Schweden im dreißigjährigen Krieg erbeutet und standen früher in den kaiserlichen Gärten zu Prag.

Das Lustschloß Karlberg, mit einem schönen Garten und reizenden Umgebungen, ist zu einer Kriegsakademie eingerichtet worden, und ein anderes Lustschloß, Ulriksdal, ward in ein Invalidenhaus umgewandelt, Waffen und Rüstungen von schwedischen Königen werden dort aufbewahrt. Reizende Gärten im französischen Geschmack und Orangerien liegen vor dem Schloß.

Der Thiergarten (Djurgaarden) ist der beliebteste Lustort der Stockholmer, nach welchen sie an schönen Sonntagen in großer Menge, theils zu Lande über die Löwenbrücke wandern, theils sich in den sogenannten Dampf-

böten, welche durch die Mädchen aus Darlekarlien getrieben werden, übesetzen lassen. An einem herrlichen Sonntage, wo der Garten von Lustwandelnden gleichsam überfüllt war, wanderte ich in den schönen Alleen und Spaziergängen umher und erfreute mich an den verschiedenen Trachten und frohen Gesichtern. Auf der Fläche eines großen Felsenblockes hatte ein Gaukler sein leichtes Gerüst errichtet und schleuderte eiserne Kugeln in die Höhe, und über jeden Schwank lachte das glückliche Volk. Die Zuschauer saßen theils auf den Klippen, theils in den Bäumen, und gewährten einen höchst interessanten Anblick. Auf einem hohen Punkte des Thiergartens erhebt sich eine Villa, welche Byström erbauen ließ, in der die meisten Arbeiten des Künstlers aufgestellt sind; von hier aus hat man eine entzückende Aussicht auf die Stadt und deren Umgebung. —

Auf einem Hügel, den einige Eichen beschatten, ist des gefeierten Bellman's Büste errichtet, sie steht auf einem einfachen Granitsockel, auf welchem eine Leyer und der Name des Dichters angebracht ist, die Büste ist von Byström modellirt; um des Sängers hohe, gewölbte Stirn schlingt sich Weinlaub. So steht das Denkmal in aller Einfachheit da, eben so einfach wie seine himmelaufjauchzenden Lieder; es wurde ihm vor einigen Jahren von einer Gesellschaft gesetzt, deren Mitglied er gewesen, sie soll aber dem Bacchus besonders fröhnen, den auch Bellman leidenschaftlich verehrte. Diese Gesellschaft feiert jährlich am 26. Juli das sogenannte Bellmansfest; in der Nähe der Büste spielen dann auf einer Tribüne abwechselnd zwei Musikchöre, und mit Gesang und Becherklang feiert man den unsterblichen Sänger. Damit Bellman aber nicht leer ausgehe, so gießt man ihm einen

Becher edlen Weines in's Gesicht. Bei der letzten Feier strömte solche unendliche Menschenmenge hinaus, daß kaum ein freies Plätzchen im Thiergarten zu entdecken war. — Als die Büste enthüllt wurde, war auch König Karl Johann zugegen; er küßte des Dichters greise Wittwe auf die Stirn und nahm den Sohn bei der Hand, doch die unerwartete Ehre, welche letzterem widerfuhr, beraubte ihn seines Verstandes.

Bellman wurde bei Lebenszeiten nicht besonders anerkannt. Gustav III., der so viele große Geister um sich versammelte, interessirte sich nicht in dem Maaße für den Dichter, wie für manche andere, minderbegabte Talente. In die von dem König gestiftete Akademie wurde Bellman nicht aufgenommen, man fürchtete vielleicht, daß selbige von dem fröhlichen Sänger, der sich größtentheils in den Källaren aufhielt und nur gar zu oft geistige Getränke im Uebermaaß genoß, comprommittirt werden möchte.

Bellman ist Volksdichter im wahren Sinne des Wortes. Er dichtete seine Lieder bei dem Glase, componirte sie zugleich und trug sie in den Kneipen in der Gesellschaft lustiger Brüder vor; mit einer Guitarre im Arm und zurückgekämmtem, gepudertem Haare findet man ihn gewöhnlich abgebildet. Auffallend ist es, daß der gewöhnliche Schwede den Dichter weniger als solchen anerkennt, sondern ihn für einen zweiten Till Eulenspiegel hält; eine Menge von Anekdoten und Schwänken erzählt man noch von dem Sänger. So saß Bellman einmal im Schloßgarten und kritzelte auf ein Papier. Der König, welcher zufällig in seine Nähe kam, fragte, was er vorhabe, und der Sänger antwortete: „Ich versuche den Namen Ew. Majestät zu schreiben." Gustav nahm ihm darauf die Feder aus der Hand, schrieb seinen Namen und sagte:

„Siehe, auf diese Weise unterzeichne ich mich." Als der König sich entfernt hatte, schrieb der fröhliche Sänger über die Unterschrift: Dem Carl Michael Bellman werde eine Summe von — — ausgezahlt.

Im Thiergarten ist auch das königl. Lustschloß Rosendal erbaut; vor demselben befindet sich eine Urne aus Porphyr, welche in Elfdalen verfertigt worden ist, und die größte ihrer Art sein soll. Auch dies Schloß ist von reizenden Anlagen umgeben. —

Als ich mir alle die Schönheiten und Merkwürdigkeiten der nordischen Hauptstadt und ihrer Umgebungen, so weit sie mich interessiren konnten, angesehen und bewundert hatte, stand ich eines Abends spät auf Mosebacke, zu meinen Füßen ruhte Stockholm, und das Rauschen der Wellen im Mälar und in der Ostsee stieg leise zu mir empor, der Mond war in seinem reinsten Golde in dem unendlich lichten Blau des Himmels aufgegangen, er warf seine Strahlen durch die Segel und Raaen der Schiffe, erhellte phantastisch die Gebäude der Stadt und goß seine lichte Feuersäule über die leisbewegten Fluthen hin. Da war's mir, als faßte mich ein mächtiger Arm und eine grabesähnliche Stimme riefe mir zu: „Du hast die königl. Stadt im hohen Norden in ihrem Hochzeitsschmucke und in ihrem Brautgewande gesehen, du sollst sie auch blutbespritzt und trauernd schauen." Ich wandte mich ab, nicht wollte ich schauen diese blutigen Bilder der Vorzeit, doch es führte mich fort mit des Geistes raschen Schwingen durch die widerhallenden Gassen der Stadt auf Stortorget (den großen Markt), in der Mitte desselben war ein Schaffot errichtet, mit rothem Tuch beschlagen, droben stand der Henker mit breitem, blankem Schwert, und neunzig Adelige, Geistliche und Bürgerliche mußten das Haupt auf

den Block legen, und der rothe Strahl spritzte aus den geöffneten Adern hoch empor, das Blut rieselte durch die Gassen und färbte die Steine roth, selbst die jammernden Zuschauer wurden ergriffen und dem Henker überliefert. Mir schauderte bei dem Anblick, ich wollte fliehen, aber mit starrer, kalter Geisterhand hielt es mich zurück und wies mich nach dem Fenster eines Eckhauses; vor demselben stand ein Mann von hohem Wuchs, edler Gesichtsbildung, aber finster und ernst, sein dunkles Auge rollte unter schwarzen Wimpern, die hohe Stirn zuckte krampfhaft, und die Wangen waren bleich. Das ist Christian II., rief es mir zu. Mit einem Gefühl des Entsetzens und der Wehmuth zugleich schaute ich nach Christian, in dessen Brust die wildesten Leidenschaften gährten, in dessen Brust Flammen glühten, wie in dem Schooße eines Vulkans; seine Thaten hat die Geschichte mit ehernem Griffel in aller Nacktheit auf die kalten Tafeln geschrieben.[64]

Es führte mich weiter über den Ritterhausmarkt nach dem Gustav-Adolfs-Markt; und siehe, dort in dem großen Gebäude sind alle Fenster erleuchtet, Fanfaren und Jubelhymnen erschallen in die stille Nacht; vor dem Hause halten lange Reihen von Wagen, die muthigen Rosse stampfen ungeduldig das Pflaster, so daß lichte Funken dem Eisenschuh und dem Granit entsprühen. Aus den Wagen steigen phantastisch gekleidete Personen, von den Baretts wallen lange, weiße Federn, Türken mit flatternden Roßschweifen mischen sich dazwischen, und dort kichert eine Tochter Dalekarliens, mit rothem Mieder angethan, und mit Schuhen, an denen sich spitze Absätze befinden, versehen. Mit unwiderstehlicher Macht drängt's mich in's Haus und in den Saal; welche Pracht! welcher Glanz! krystallene Kronleuchter erhellen die weiten Räume, hier

wallt ein Purpurmantel mit Gold und Seide gestickt, und dort fegt die Schleppe einer Hofdame den Estrich. Sieh, dort schreitet ein schwarzer Domino durch's Gedränge, mehrere Masken eilen auf ihn zu und die eine schlägt ihn auf die Schulter und sagt: „Gute Nacht, schöne Maske.“ Gleich darauf fällt ein Schuß und der schwarze Domino ruft: „**Je suis blessé**“ und sinkt in die Arme des Grafen Essen. Der Verwundete ist der geistreiche König Gustav der Dritte; man trägt ihn in einer Bahre auf das kgl. Schloß, das bestürzte Volk drängt sich um ihn her, ich will dem traurigen Zuge folgen, da löste sich plötzlich der Geisterbann, die düstern und blutigen Bilder entschwanden aus meinem Auge, ich stand wieder auf Mosebacke und schaute sinnend über die Stadt hin. Doch ich wandte alsbald meine Schritte und rascheren Fußes als sonst ging es dem **Hôtel de Frankfort** zu. —

Bevor ich Stockholm verließ, um wieder nach Deutschland zurückzukehren, wollte ich noch einen Ausflug nach Upsala und Dannemora machen. In Begleitung eines deutschen Freundes bestieg ich also das Dampfschiff Upsala, um die Reise nach der Stadt gleichen Namens, bekannt durch ihre prächtige Domkirche und reichhaltige Bibliothek, anzutreten. Es war an einem herrlichen Morgen, Meer und Himmel prangten im reinsten Blau. Wir fuhren den Mälar hinauf und hatten zu beiden Seiten die schönsten Aussichten. Wir passirten mehrere Brücken, doch ehe wir eine solche erreichten, wurden immer einige Schüsse gethan, damit sie in die Höhe gezogen wurde; dann rollte der Donner über das Wasser hin und die Klippen gaben den Schall krachend zurück. Hier wird mitunter der Mälar so schmal, daß man zu beiden Seiten an's Ufer springen kann, und dann erweitert er sich plötzlich wieder und

bietet die reizendsten Fernsichten. Wir kamen bei Sigunta vorbei, wo früher die Hauptstadt des ganzen Reiches war. Jetzt zählt die Stadt nur noch einige Hundert Einwohner und von der ehemaligen Größe ist keine Spur mehr vorhanden. Vom Wasser aus erblickt man nur die Kirche, einige Ruinen und bröckeliges Gemäuer. Bei dem herrlichen Skokloster fuhr das Schiff nahe vorbei; hier prangt ein großes Schloß mit Eckthürmen, welches stolz in die Lande hinaussieht. In dem Schlosse sind bedeutende Sammlungen von Antiquitäten und Gemälden, auch eine reiche Rüstkammer ist in demselben enthalten. Nach einer Fahrt von sechs Stunden lag Upsala mit seiner Domkirche und mit seinem Schlosse vor uns. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, besteht aber fast nur aus hölzernen, roth angestrichenen Häusern; nur wenige Studenten wanderten durch die breiten Gassen, es waren Ferien und die Stadt schien ausgestorben zu sein. Wir schritten in die prächtige ehrwürdige Domkirche, welche im gothischen Style erbaut ist, sie hat häufig durch Feuersbrünste gelitten, wurde aber wieder aufgebaut und verschönert. Der Altar und die Orgel sind von bewundernswürdiger Schönheit. In dieser Kirche sind viele Denkmäler, welche fürstlichen Personen und ausgezeichneten Gelehrten errichtet wurden. — Gustav Wasa's Grabchor befindet sich hinter dem Altar, hier ruht der Gründer einer großen Dynastie neben zwei seiner Gemahlinnen, an den Wänden des Grabchors befinden sich Freskogemälde von Professor Sandberg. Sie sind der Geschichte Gustav's entnommen und stellen seinen Einzug in die Stadt, nachdem Christian der Zweite besiegt worden, seinen Abschied von den Reichsständen in seinem Todesjahre dar, ferner wie er zuerst die Dalekarlier auffordert, die Waffen für das Vaterland zu ergreifen

und wie er, in Bauernkleidung gehüllt, auf der Flucht begriffen ist. —

In dieser Kirche ruht auch der unsterbliche Linné, ihm ist ein Monument von Porphyr errichtet. Der Sohn des großen Gelehrten und Naturforschers ist ebenfalls hier beigesetzt. Er starb in bester Manneskraft; Gram und Sorge, daß er nimmermehr seinen Vater erreichen würde, sollen ihn niedergebeugt haben. —

Das stolze, auf einem Hügel erbaute Schloß, mit 2 Thürmen versehen, wird von dem Landeshäuptling bewohnt und dient zugleich als Kornspeicher. In der Nähe des Schlosses erhebt sich die prächtige Universitätsbibliothek, welche gegen hunderttausend Bände und sechstausend Manuscripte enthält. Besondere Aufmerksamkeit verdienen der **codex argenteus**, die bekannte Uebersetzung der vier Evangelien in's Mösogothische vom Bischof Ulfilas, und ein altes Manuscript der Edda.

In Upsala ist ein ausgezeichneter botanischer Garten, dem der berühmte Botaniker Wahlenberg vorsteht. In der Stadt ist außerdem Odinslund (Odin's Hain) eine angenehme Promenade, vielleicht ist in der heidnischen Vorzeit dieser Platz dem Odin geheiliget gewesen. — In der Nähe der Stadt liegt Gamla Upsala (Alt-Upsala), welches in früheren Zeiten nebst Sigunta die älteste Residenz des Landes war. Die Kirche soll theilweise noch aus der heidnischen Zeit stammen. Sie ist fast ganz von Granitblöcken aufgeführt; in der Nähe des Altars befindet sich ein Runenstein, auch werden noch einige Sachen aus der katholischen Zeit aufbewahrt. In einem Winkel stehen, plump aus Holz gefertigt, Olaf der Heilige, Anschar[65] und Maria mit dem Jesuskinde. Nicht weit von der Kirche liegen drei mächtige Hügel, Odin, Freia und Thor

genannt, welche Gebeine von Königen aus der Ynglinger-Familie bergen sollen, und von einem niedrigen Hügel vermuthet man, daß er eine Thingstätte gewesen sei. —

Gegen Abend verließen wir Upsala, nachdem wir ächt nordische Gerichte, Rennthierschinken und Meth genossen hatten, und rollten in einem leichten Wagen aus dem Gästgifware Gaard durch die Stadt. Auf dem Bocke saß ein Bube von ungefähr zehn oder zwölf Jahren, der wacker auf die Gäule loshieb, und bald lag das alte Upsala hinter uns und vor unsern Blicken breiteten sich reiche Kornfelder aus; überhaupt ist hier die Gegend viel flacher als bei Stockholm. Man sieht größere Wiesen und Felder, der Roggen wurde schon gemäht, aber der Hafer und die Gerste prangten noch in grünem Schmucke. Wir fuhren die Nacht durch und erreichten am nächsten Vormittage, nachdem wir die verschiedenen Stationen Högsta, Läby, Yfre und Mehede passirt hatten, das reizend liegende Söderforß. Hier ist ein bedeutendes Eisenwerk und eine Ankerschmiede an dem Dalelf; ein schöner Park befindet sich in der Nähe, reich an Grotten, Tempeln und Denkmälern. In diesem Gehölze erhoben fast nur Birken ihre luftigen Kronen; an verschiedenen Punkten sieht man kleine Wasserfälle im Dalelf, und das Rauschen des Wassers und das Flüstern der Bäume machte einen außerordentlich angenehmen Eindruck. Zwischen Mehede und Söderforß wird die Gegend wild romantisch, die Fichten und Tannen erheben wieder ihre grünen Fahnen und auf dem Boden liegen große Granitblöcke, wild durcheinander geworfen, und die Sage berichtet, daß hier die Riesen mit kolossalen Steinen Ball gespielt. Gegen Abend erreichten wir Elfkarleby und vernahmen schon von weitem das Rauschen der Wasserfälle, welche der Dalelf bildet, indem er sich

über mächtige Felsenblöcke stürzt und schäumend und brausend sich in das rollende Meer ergießt. Das Wasser, welches über die Felsen stürzt, ist in eine schäumend weiße Masse verwandelt und von dem mächtigen Sturz spritzen die Wasserperlen wieder empor, so daß eine Nebelsäule über dem großen Naturbilde zu ruhen scheint. Von Elfkarleby setzten wir die Reise über Skärplinge, Haakansbo, Bro und Oesterby fort und erreichten am andern Morgen gegen 11 Uhr Dannemora, bekannt durch seine reichen und mächtigen Eisengruben, welche zu den ältesten im Lande gehören. Mir schwindelte, als ich in eine dieser Gruben hinunterblickte, aus welchen in Eimern die Eisenerze durch Ochsen und Pferde emporgehoben wurden, Mädchen und Knaben standen dicht bei dem Abgrunde und leerten die Gefäße von dem schweren Gestein. Kinder boten uns Schwefelkiese, Quarz und Bleiglanz an, welche Erze den Reisenden als eine Erinnerung an Dannemora von den Kleinen für ein Geringes überlassen werden. —

Als ich bei einer der tiefsten, der Jungfrauengrube, stand, und in den schwindelnden Abgrund hinunterblickte, in dessen Tiefe man nur einen dicken Nebel schauen konnte, wo die Alraune und Kobolde brauen, und die Berggeister ihre Runen an die nackten Felsenwände schreiben, da trat der Steiger zu uns und fragte, ob wir nicht die Jungfrauengrube befahren wollten? Ich stieg mit meinem Reisekumpan, ohne mich lange zu besinnen, in einen großen Eimer. Wir hörten nicht auf unsern Führer, welcher sich bemühte, uns begreiflich zu machen, daß die kalte Luft uns Brust- und Magenbeschwerden verursachen würde. Der Steiger stellte sich über uns auf den Rand des Gefäßes und langsam schwebten wir in die Tiefe hinunter.

An den Seiten sah ich das zackige, zerrissene Gestein, spärlich mit Moos überzogen. Das Wasser tropfte an den Wandungen des Felsens hernieder und Steinschwalben flogen kreischend über uns hin. —

Droben zeigte das Thermometer auf 33° Celsius und hier unten wurde es plötzlich so kühl, daß ich wirklich nachtheilige Folgen befürchtete, aber ich fühlte durchaus keine Beschwerden. Gegen fünfhundert Fuß kamen wir in die Grube hinunter. Drunten hämmerten die Arbeiter die losgesprengten Erze in kleinere Stücke und füllten die auf- und niederschwebenden Eimer damit an; die Luft war ungemein feucht, das Wasser tropfte überall hernieder und verbreitete einen dicken Nebel. Der Steiger fragte uns, ob wir bei der Sprengung zugegen sein wollten, und nachdem wir seine Frage bejaht, wurde ein Stück Tannenreis in eine Oeffnnng gelegt, in welcher sich Pulver befand. Nachdem dieses angezündet war, flüchteten Alle hinter einen Verschlag von starken Balken und nach einigen Minuten banger Erwartung erfolgte die Explosion. Mir schien es, als ob die Erde in ihren Grundvesten erbebte; es krachte und donnerte hundertfach, von allen Zacken und Seiten wurde das Echo zurückgeworfen und die ganze Grube war von dem Pulverdampf angefüllt. Mächtige Stücke waren durch die Explosion losgerissen worden. Nachdem wir noch einige Minuten in diesem unterirdischen Reiche zugebracht hatten, ließen wir uns wieder in die Höhe winden, und droben empfing uns der Führer, sich wundernd, daß wir keinen „Tryk paa Maven og Bryst" (Druck auf Magen und Brust) empfunden hatten. Wir blieben noch bis 12 Uhr bei den Gruben, denn um diese Stunde werden die bedeutendsten Sprengungen vorgenommen; die Arbeiter wurden sämmtlich in die Höhe gewun-

den und bald darauf erfolgten die Sprengungen, von donnerndem Getöse begleitet; das rollte und krachte, als ob Berge gegeneinander stürzten, als ob elektrische Wolken sich auf einen Punkt concentrirt hätten und mit einem furchtbaren Donnerschlage sich entlüden.

In dem bedeutenden Eisenwerke in Oesterby wurde leider nicht gearbeitet, und wir traten nun über Andersby und Husby die Rückreise an und erreichten gegen Abend Upsala wieder, welche Stadt wir am nächsten Morgen verließen, um auf dem Dampfschiffe dem herrlichen Stockholm wieder zuzueilen. —

In Stockholm besuchte ich noch einmal diejenigen Orte, welche ich während der Zeit meiner Anwesenheit am meisten lieb gewonnen hatte. Ich bestieg Mosebacke auf dem Södermalm, beschaute die zu meinen Füßen ausgebreitete Stadt, welche von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet wurde, und ging dann nach dem Ritterholm, wo die majestätisch dahinrauschenden Dampfschiffe anlegten. Gegen Mitternacht bestieg ich Nordevall, den Dampfer, der am nächsten Morgen in aller Frühe mich durch den Göthakanal nach Gothenburg bringen sollte. Als ich am Morgen erwachte, befand das Schiff sich schon im Södertelgekanal, am Mittag erreichten wir die Scheeren, gegen Abend näherten wir uns dem Herrensitze Mem, an diesem Orte vereinigt sich der Göthakanal mit der Ostsee.

Der Göthakanal ist eines der größten Werke, welches je von Menschenhänden ausgeführt worden ist. Jahrhunderte hindurch hat man den Gedanken gepflegt, die Ost- und die Nordsee miteinander zu verbinden, aber die tüchtigsten Kräfte scheiterten an diesem großartigen Unternehmen, bis es endlich der Willenskraft und der Ausdauer eines Mannes gelang, der sein ganzes Leben diesem Werke

widmete, den Göthakanal zu vollenden; es ist der Graf B. B. von Platen. —

Der Vollendung dieses großen Unternehmens wurden von der Natur und Beschaffenheit des schwedischen Bodens die größten Hindernisse in den Weg gelegt, bald mußten Moräste durchgegraben, bald Felsen gesprengt werden, und durch den verschiedenen Wasserstand der Meere und Landseen sah man sich genöthigt, einige fünfzig Schleusen anzulegen, durch die es möglich ward, bald hundert und einige Fuß mit dem Schiffe in die Höhe, bald in die Tiefe hinunterzusteigen. Der Kanal hat an einigen Stellen bedeutende Krümmungen, theils weil mitunter der Boden der Schwierigkeiten zu viele bot, welche man zu vermeiden suchte, theils wegen der Wasserfälle im Göthaelf, welche ebenfalls umgangen werden mußten.

Die größte Schleusenstelle befindet sich bei Berg, hier beträgt die Senkung zwischen den Landseen Boxen und Roxen gegen 136 Fuß, und während das Schiff durch die Schleusen passirt, hat der Reisende genug Zeit, das in der Nähe liegende Kloster Wreta in Augenschein zu nehmen, in welchem eine Menge königlicher Leichen ruht. Hier sind außerdem die Familiengräber einiger der vornehmsten schwedischen Adeligen, u. a. das der Familie Douglas, welche unter der Regierung Gustav Adolf's in Schweden einwanderte.

Aus dem Boxensee gelangt man in den Wettersee, einen der größten Seen der skandinavischen Halbinsel. In Schweden glaubt man, daß er von unergründlicher Tiefe sei, und mit einigen anderen Seen in Deutschland in Verbindung stehe, denn die Oberfläche des Wettersees liegt zuweilen spiegelblank da, und gleich darauf steigen die Fluthen brausend und schäumend empor, ohne daß man

eine äußere Veranlassung wahrnimmt. Der Wettersee befindet sich 2972 Fuß über dem Spiegel der Ostsee.

Nachdem man den Wetter-, Botten- und Wikensee verlassen, erreicht man den prächtigen Wenersee, den größten in ganz Schweden; die Ufer desselben sind mit Laub- und Nadelholz reich bewachsen, größere und kleinere Inseln tauchen in ihm auf, welche fast nur aus Granit bestehen und nur hie und da in den Felsenritzen ein wenig Dammerde enthalten, in welche die Fichten ihre steinumrankenden Wurzeln schlagen.

Wir kamen bei der schönen Anhöhe Kimmkulle vorbei, welche reich mit Gärten, Wiesen und Feldern versehen ist und auf welcher eine südliche Vegetation vorherrschend zu sein scheint. Alle schwedischen Dichter wetteifern darin, diesen herrlichen Punkt, einen der schönsten ihres Vaterlandes, würdig zu besingen.

Das Dampfschiff legte bei einer kleinen Insel an, um Holz einzunehmen. Ich bestieg mit mehreren der Passagiere die Anhöhe, auf welcher ein kleines Häuschen stand; auf der ganzen Insel erblickten wir nur wenige Grashalme, aber die Klippen waren mit Moos überzogen; hie und da schwankte ein Farrenkraut im Winde, aber die Fichte erhob sich stolz in die Lüfte; auch den Wachholderstrauch erblickt man fast überall in Schweden, selbst auf dieser öden Klippe grünte er fröhlich in den Felsenritzen, und die Bewohner des kleinen Hauses hatten mit dem lebhaften Grün desselben den Boden des Wohnzimmers bestreut. In der Nähe des Hauses befand sich ein kleiner Garten von ungefähr 6 Fuß Länge und 4 Fuß Breite, in welchem Trapaeolum blühte. Dieser kleine Platz war sorgfältig umzäunt, und zeigte mir deutlich, wie der Mensch selbst das Unbedeutendste lieb gewinnt, wenn es ihm nur spärlich

geboten wird; vielleicht findet der Bebauer dieses kleinen Gärtchens ebensoviel Freude an dem grünenden Plätzchen, als mancher Reiche an seinen mit ausländischen Gewächsen versehenen Treibhäusern. —

Unter dem Dache des Hauses hatten Schwalben ihre leichten Nester gebaut, sie flogen pfeilgeschwind über den Wasserspiegel und kehrten mit Beute zu ihren Jungen heim. Auf der Klippe liefen grunzend einige Schweine umher, welche mit Fischen gefüttert wurden; große Fische wurden in der Sonne getrocknet; sie mögen im Winter, wenn die Klippe zugeschneit und der See ganz von der Eisdecke umpanzert ist, den Bewohnern die einzige Nahrung sein, denn während sechs Monaten ist alle Communikation zwischen ihnen und der übrigen Welt abgeschnitten.

Nachdem wir von der Anhöhe wieder heruntergekommen, bestiegen wir einige leichte Böte und ruderten in eine Bucht hinein; der Abend war prächtig, die Sonne röthete die Wolken im Westen, und der Spiegel des Wenersee's war wie vergoldet. Da entkleideten sich rasch die Schwimmer und hinein ging's in die kühle, klare Fluth; ich legte mich bald auf den Rücken und sah in die lichte Bläue der Himmelswölbung und tummelte mich vor Wonne in dem frischen Element, bald schaute ich wieder auf den klaren Grund des See's, auf welchem blanke Kiesel ruhten, zwischen denen die erschreckten Fische pfeilgeschwind dahin schossen. —

Erst gegen Mitternacht setzten sich die Räder des Dampfschiffes wieder in Bewegung, um uns nach dem Orte unserer Bestimmung hinzutragen. Am Morgen um 10 Uhr erreichten wir Trollhätta, wo der Götha-elf, welcher sich vom Wener- bis zur Nordsee gegen 145 Fuß senkt, die weltbekannten Wasserfälle bildet.

Hier ist der brausende Fluß zwischen engen Felsenwänden eingekeilt und eingepreßt, und die schäumende brausende Wassermenge jagt donnernd und zischend durch den engen Kanal, bald über Klippen, die sich hier entgegenstemmen, hinwegtanzend, bald brüllend wie ein Leu, der seine Mähnen schüttelt, dahinstürzend. Der ganze Sturz ist eine schäumende Masse, man sieht nur Gischt und des Schaumes blendendweiße Perlen; schon Jahrtausende mögen die Wellen des Göthaelfs an diese Klippen geschlagen haben und noch mögen Jahrtausende darüber hingehen, ehe die Fluthen den Granit zerbröckeln.

Als ich im Anschauen dieses großartigen Bildes versunken war, wölbte die Sonne, welche sich in den Wasserperlen spiegelte, einen Regenbogen über den donnernden Strom, die nordische Götterlehre läßt ihn eine Brücke zwischen Himmel und Erde sein, aber mich vermag er nicht an das jenseitige Ufer zu tragen, wo die Klippen sich fast senkrecht erheben, an denen Ranken herniederhangen, und wo die Fichten ihre grünen Fahnen erheben. —

Ich stand in der Nähe des Toppösfalls, welcher den heftigsten Sturz bildet, auf einem Felsenblock und schaute in die gährende zischende Masse, das Donnern der Fluthen übertäubte alles andere Geräusch um mich her, und ich konnte mich ganz ungestört in den prächtigen Anblick versenken, da war mir's, als flüsterte mir eine Stimme zu: „Stürze dich keck in das Fluthengrab und versuche mit dem grollenden Element zu ringen." Mir schwindelte und ich eilte sogleich hinweg von dem schäumenden Abgrund. Als ich mich umschaute, saß hinter mir eine junge Engländerin auf einem bemoosten Steine; sie hatte sich einen recht romantischen Punkt ausgewählt und zeichnete

mit zarter, geschickter Hand den donnernden, großartigen Trollhätta in ihre zierliche Mappe.

Gegen Nachmittag erreichten wir den Hafen Gothenburgs, in welcher Stadt die Reisenden, die mit dem Dampfschiffe nach Kopenhagen oder Christiania gehen wollen, einige Tage verweilen müssen, weil das nach jenen Städten gehende Dampfschiff einige Stunden früher abfährt, als dasjenige, welches die Reisenden von Stockholm nach Gothenburg bringt, ankömmt, dies scheint eine auf den Geldbeutel der Reisenden wohlberechnete Spekulation zu sein, bei der nur die Wirthe sich wohlbefinden, die geprellten Fremden aber vor Langeweile nicht wissen, was sie anfangen sollen. Zwar ist Gothenburg die zweite Stadt Schwedens, treibt bedeutenden Handel, bietet dem Reisenden aber durchaus nichts Sehenswerthes dar. Die Stadt liegt in einem Thale, schnurgerade Alleen umgeben dieselbe, und zu allen Seiten erblickt das Auge in geringer Entfernung nur nackte Klippen; die Häuser sind sämmtlich aus Steinen erbaut, was mir auffiel, da in den meisten Städten Schwedens dieselben von Holz aufgeführt sind, welches mit einer röthlichen Farbe überstrichen wird. Ich jubelte vor Freude, als ich am 19. August die langweilige Stadt der Gothen im Rücken hatte. Ich fuhr in einem leichten Boote den Hafen hinunter und erreichte nach einer guten halben Stunde das schöngebaute Dampfschiff Christiania, welches von der Stadt gleichen Namens kommend mich nach Kopenhagen bringen sollte. Das Bugspriet war mit dem norwegischen Löwen geziert, mächtige Rauchsäulen stiegen aus dem Schornsteine in die klare Morgenluft hinauf, singend wanden die Matrosen den Anker in die Höhe und mit der Schnelle des Falken flog das Schiff aus dem Hafen Gothenburgs; wir erreichten bald das

offene Meer und nur selten erblickte man in der Ferne ein Segel, welches gleich einem stolzen Schwan die Wogen durchschnitt. Unser Dampfschiff näherte sich raschen Fluges der Hauptstadt Dänemarks; Seeland prangte im grünen Schmucke; die schönen, stolzen Buchen konnte ich zuweilen vom Schiffe aus erkennen. Gegen Mittag fuhr das Dampfschiff bei Drei-Kronen und Lünetten vorbei, wir hatten Kopenhagen erreicht.

Mein Aufenthalt in Kopenhagen war mir kurz zugemessen, schon am Morgen des zweiten Tages verließ ich das nordische Athen, ein neugebautes Dampfboot führte mich nach Kiel zurück, wo ich am 21. August wieder den Boden meines theuern deutschen Vaterlandes betrat.

# Karl XII. von Schweden.[56]

(Eine Charakter-Skizze.)

Wenn ich dir, junger Leser, einen Helden vorführe, der, wie Kapitän von Jenssen in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Geschichte Karls XII. von Lundblad sagt, unter andern Aehnlichkeiten auch das mit Napoleon gemein hat, daß sein Volk, ungeachtet des Unglücks, in welches er es stürzte, und obgleich er alle dessen Kräfte bis zur Erschöpfung in Anspruch nahm, daß das Volk gleichwohl nach mehr als einem Jahrhundert das Andenken Karls XII. mit schwärmerischer Begeisterung ehrt; wenn ich dir das Bild dieses Helden zeige, — so geschieht es nicht, um deine jugendliche Phantasie durch Abentheuer so mancher Art zu reizen, sondern ich wünschte, es möchte in dir recht tiefe Wurzel diese Ueberzeugung schlagen, daß durch Leidenschaft und blinden Eigensinn die edelsten Talente fruchtlos im fruchtlosen Kampfe sich verderben. — Der junge Karl erblickte am 27. Juni 1682 das Licht der Welt. Sein Vater, Karl XI.*), überließ die Erziehung des jungen

*) Ich habe am Schlusse aus Conrad Horst's Deuteroskopie in Bezug auf Karl XI. eine Erzählung von einer außerordentlichen Begebenheit beigefügt, die vielleicht das Interesse des Lesers erregen möchte, um so mehr, als sogar öffentliche Urkunden sie zu beglaubigen scheinen.

Prinzen anfangs völlig seiner trefflichen Mutter, der dänischen Prinzessin Ulrike Eleonore, die vor Allem dem jungen Karl eine tiefe religiöse Gesinnung einzuflößen suchte. Frühzeitig wurde er zum Lesen der Bibel angehalten und Morgens und Abends hatte er sein Gebet knieend in ihrer Gegenwart zu verrichten, und was er als Kind gethan, er unterließ es auch dann nicht, als bereits Europa den Namen des 18jährigen Helden mit Bewunderung nannte. Bald jedoch wucherte neben dieser herrlichen Blume des Himmels in üppiger Fülle der Trieb unersättlicher Ehr- und Ruhmsucht, unbeugsamer, alle Regeln der Vernunft hintansetzender Starrsinn und eine tollkühne Verwegenheit. War etwas im Stande, seinen Sinn selbst noch als Kind zu beugen, so war es das Wort „Ehre", denn damit konnte man Alles von ihm erlangen. Damit überredete man ihn zum Fleiße in der lateinischen Sprache, die er mit Fertigkeit in der Folge sprach, sowie auch in der deutschen und französischen Sprache. Letzterer aber wollte er sich nie im Umgange bedienen. Als sein Hofmeister ihm dagegen Vorstellungen machte, erwiderte er blos, daß, wenn er einst mit dem König von Frankreich in Unterredung kommen sollte, er dann mit demselben französisch sprechen wolle; wenn aber Minister zu ihm gesandt würden, so wäre es mit der Ehrfurcht der Majestät mehr übereinstimmend, wenn diese seinetwegen schwedisch, als wenn er ihretwegen französisch spräche. Als 7jähriger Knabe gab er schon den Plan seines künftigen Lebens mit folgenden Worten an: „Man muß fromm sein wie ein Lamm und liebenswürdig; das Herz muß an rechter Stelle sitzen; seinem Feinde soll man sich wie ein rauschendes Unwetter zeigen." Ein andermal fiel es ihm ein zu behaupten, der Hofmeister Behm sei eine Marekat,

d. i. Meerkatze, ein in beiden nordischen Sprachen gewöhnliches Schimpfwort für einen häßlichen Menschen, und Niemand war mehr im Stande, ihm diese Idee auszureden. — Bei heranreifenden Jahren war ihm in ritterlichen Uebungen Keiner überlegen. Nach der Mutter Tod nahm der Vater den Knaben zu allen militärischen Musterungen mit, wo er im Gliede mitten unter den Soldaten an allen ihren Beschwerden Theil nahm. Essen und Schlafen war ihm gleichgiltig und er zeigte schon damals eine körperliche Kraft, welche im Stande war, alle Strapazen zu ertragen. Auf gleiche Weise begleitete er den Vater auf die Bärenjagd und erlegte im ersten Schuß als 12jähriger Knabe einen Bären. Diesem Vergnügen lag er in der Folge mit solcher Verwegenheit ob, daß er allen seinen Begleitern verbot, Flinten hiezu zu gebrauchen, sondern nach seinem Beispiele mußten sie mit Nichts als mit einem Knittel bewaffnet den Angriff der wilden Bestien bestehen. —

So wuchs der junge Karl heran bis zum 15. Jahre, in welchem er seinen Vater verlor, nachdem er vier Jahre früher seine ausgezeichnete Mutter zu Grabe begleitet. Nach der Verfügung seines Vaters wurde die Regierung, bis der Prinz volljährig sein würde, der Großmutter desselben, Hedwig Eleonore, übertragen und ihr fünf Räthe beigegeben. Karl schien sich nicht weiter darum zu bekümmern, sondern zeigte ein verschlossenes, finsteres Wesen, mied den Umgang und suchte noch weniger jugendliche Vergnügungen auf. Dieses veranlaßte die fremden Gesandten, an ihre Höfe zu berichten, Karl sei ein mittelmäßiger Kopf, der sich wenig um die Regierung kümmere, eine Meinung, die in der Folge die drei Erbfeinde des Reiches: Dänemark, Polen und Rußland zu dem Versuche ermuthigte,

ihre Grenzen auf Kosten jenes zu erweitern. Wie sehr sie sich täuschten, zeigte bald eine Aeußerung Karls, als er bei einer Heerschau dem ihn begleitenden Kanzleirath Piper sagte: „Mich däucht, ich bin fähig, das Land zu regieren, und daß weder ich noch das Land von einem Weibe Befehle annehmen müssen.“ Unvermuthet schnell verwirklichte sich Karl's Aeußerung, er ward von den Reichsständen für volljährig erklärt und seine Krönung auf den 24. Dezember 1697 festgesetzt. Nach religiöser Sitte sollte ihn der Erzbischof Olaf Svebilins krönen, aber Karl nahm, den Prälaten mit ernster und stolzer Miene anblickend, die Krone und setzte sich dieselbe auf sein jugendliches Haupt.

Karls XII. früher Regierungsantritt trug weder für ihn noch für das Land solche Früchte, wie Gustav Adolfs jugendliche Herrschaft. Der ungewöhnliche Charakter beider Könige war dennoch eben so ungleich, wie der ihrer Minister. Vom Augenblick der Krönung Karls an war der oben erwähnte Piper in allen innern und äußern Angelegenheiten sein erster Minister, aber bei aller ihm nicht abzusprechenden Klugheit war er doch kein Oxenstierna. Gustav Adolfs Gemüth war besonnenen Vorstellungen zugänglich; bei dem feurigsten Muthe unternahm er es nicht, das Unmögliche zu überwinden, und seine Beschlüsse entsprangen aus einem reifen Blicke in die Zukunft. Karls unbeugsamer Sinn, sein eiserner Wille verschmähte in jugendlicher Unbesonnenheit und tollkühner Verwegenheit jede fremde Leitung und bereitete sich auf solche Weise selber sein trauriges Schicksal. Merke, junger Leser, daß rohe Kraft, mit Einsicht nicht gepaart, zum sichern Verderben führt.

Aus jener Unthätigkeit, in welche der Friede während

seiner ersten Regierungsjahre den jungen König versetzte — denn da die friedlichen Regierungsgeschäfte bei einem thätigen, ungestümen Geiste und starkem Körper das jugendliche Gemüth bald langweilten, verschlug er seine Zeit in verschiedenen Uebungen, wo es auf raschen Muth ankam, und in wilden Freuden — riß ihn endlich das Bündniß dreier großer Mächte: Dänemarks, Polens uud Rußlands zur Entwickelung aller seiner großen Anlagen und stellte ihn der Welt als einen 18jährigen Sieger dar, welcher den größten Helden an die Seite gestellt werden konnte, die frühere Jahrhunderte aufzuweisen hatten.

Als die Nachricht erscholl von den Rüstungen der feindlichen Mächte und daß die Sachsen in Livland eingerückt seien, herrschte Angst und Bestürzung im Schwedischen Reichsrathe. Man sprach viel und lange von Nachgeben, Unterhandlungen und nothwendigen Aufopferungen. Aber nun erhob sich Karl und mit einer Festigkeit, die Alle in Erstaunen setzte, sprach er: „Ich habe den festen Vorsatz, nie einen ungerechten Krieg zu führen, aber auch einen gerechten nur durch den Untergang meiner Feinde zu enden." Ein See- und Landheer ward ausgerüstet, am Bord des Admiralschiffes segelte der 18jährige Held gerade auf Kopenhagen los. Nach einem fruchtlosen Bombardement beschloß er, auf der Insel Seeland, fünf Meilen von der Stadt, zu landen. Als die Dänen auf der Insel diese Absicht erriethen, verschanzten sie sich so gut es ging und, während überall die schwedischen Kugeln den Boden aufrissen, sobald eine rothe Uniform zum Vorschein kam, unterhielten sie ihrerseits ein mörderisches Feuer, als der linke Flügel der schwedischen Schlachtlinie dem Lande sich näherte und sich in's Wasser stürzte. Sobald Karl dieses sah, brach ihm die Geduld. Mit dem Degen in der Faust

springt er bis unter die Arme ins Wasser und dringt unter dem heftigsten Kugelregen gegen die dänischen Batterien vor. An seiner Seite befanden sich der Graf Piper und der französische Gesandte Guiscard. Karl wollte den Letzteren zurückhalten: „Ihr habt nichts mit den Dänen abzumachen", sagte er zu ihm. „Sire", erwiderte der Graf, „mein König hat mir befohlen, Ihre Majestät zu begleiten und ich schmeichle mir, daß Sie mich nicht von Ihrem Hofe entfernen werden an dessen glänzendstem Tage." Schrecken und Angst ergriff die Bürger der Stadt Kopenhagen, als sie die Nachricht von der glücklich vollführten Landung des Königs vernahmen, und bei der allgemeinen Rathlosigkeit im Cabinet und bei der weiten Entfernung der Bundesgenossen blieb dem König Friedrich IV. von Dänemark nichts übrig, als um Frieden zu bitten, den er auch schnell erhielt. So gelinde die Bedingungen dieses Friedens waren, ebenso gelinde war auch Karls Betragen gegen das eroberte Seeland gewesen. Alles, was zum Unterhalte seiner Truppen erforderlich war, hatte er baar bezahlt, die ausgeschriebenen Kriegssteuern waren mäßig und die Mannszucht so streng, daß ungekränkt kein Einwohner gestraft werden konnte.

Zu gleicher Zeit hatte August II., Churfürst von Sachsen, der zum König von Polen erhoben war, sich mit Peter I. von Rußland verbunden und die Eroberung Livlands versucht. Als Karl siegreich aus Seeland zurückgekehrt war und sich eben anschickte, die Sachsen aus Livland zu vertreiben, da erfuhr er, daß der Czaar Peter mit 80,000 Russen in Esthland eingebrochen und Narva belagere. Solcher Heeresmasse hatte Karl nur 5000 Mann Fußvolk und 3300 Reiter entgegenzustellen, vor deren Fahnen aber die glühendste Begeisterung für ihren jungen,

siegreichen Anführer vorherging, eine Zauberkraft, welche Peter so zu würdigen verstand, daß er sich von Narva entfernte, um, wie er wenigstens vorgab, andere 40,000 Mann zu seinen 80,000 herbeizuführen. Karl wartete natürlich diese nicht ab, sondern führte, Gott, sich und seinem Heer vertrauend, dasselbe gerade zu unter die Verschanzungen der Feinde. Der 30. November sollte Schwedens Loos entscheiden. Der Tag war trübe, dichter Nebel bedeckte die Gefilde und der Wind peitschte die Schneeflocken gegen die Schanzen der Russen. Schlagfertig stehen die Schweden. Nachmittags um 2 Uhr wirbeln zwei Raketen durch die trübe Luft. „In Gottes Namen" ruft der junge Held, und an der Spitze seiner Kolonnen stürmt er gegen den Feind. Da blitzt es auf in den Reihen des russischen Fußvolks — der König stürzt; doch nur sein Roß ist erschossen. Behende schwingt er sich auf ein anderes, und als wäre nichts geschehen, ruft er seiner bestürzten Umgebung zu: Ei, die Leute wollen mich im Reiten üben. Nun donnerte Tod und Verderben aus allen Schlünden und Röhren und wüthete in den Reihen der unaufhaltsam vordringenden Schweden. Karls Weg führte durch einen Morast, eine fürchterliche Salve brüllt ihm entgegen, zum zweiten Male ist sein Pferd erschossen, und während er sich aus dem Sumpfe auf ein anderes schwingen will, bleibt sein Reiterstiefel stecken; aber viel zu ungeduldig, um sich mit dem Anziehen zu befassen, jagt er im Strumpfe weiter und feiert nach dreistündigem, wüthendem Gefechte den herrlichsten Sieg. 30,000 Mann ergaben sich freiwillig, 145 Kanonen, 28 Mörser und ein großer Kriegsvorrath fielen in die Hände des Siegers. Unter dem Donner der Kanonen hielt der 18jährige Held seinen Einzug in Narva, und als er in der Kirche auf

den Knieen Gott für den Sieg dankte, da zerflossen die graubärtigen Krieger, den Sinn ihres frommen Führers ehrend, in Freudenthränen. Peter erröthete, von einem Knaben besiegt zu sein, faßte sich jedoch schnell und sagte: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden, aber endlich werden sie auch uns siegen lehren." Er und August benutzten die kurze Winterruhe zur Feststellung des Planes, nach welchem sie den gemeinschaftlichen Feind im nächsten Feldzuge angreifen wollten.

Also nahte das Jahr **1701**. Karl betrieb, von Allem unterrichtet, was seine beiden Gegner verabredet, während des Winters auf's Eifrigste die Kriegsrüstungen und setzte alsbald, Angesichts einer Sächsisch-Russischen Armee, unterhalb Riga über die Düna. Wüthend wehrten sich zwar die Sachsen, von der feigen Flucht der Russen aber fortgerissen, wurden sie von den siegenden Schweden bis in's Preußische verjagt. Um diese Zeit sprach sich eine Partei in Polen offen gegen den Churfürsten August aus, der sich, von Eitelkeit verblendet, auf den wankenden Thron Polens gedrängt, und kaum war dies Gerücht zu Karls Ohren gekommen, als er die Interessen jener polnischen Partei ergriff und den unseligen Gedanken faßte, den Churfürsten nicht blos zu schlagen, sondern auf immer von dem polnischen Throne zu stürzen. Mit blinder, einem König so ungeziemender Wuth, ja man möchte es Wahnsinn heißen, verfolgte er von nun an seinen Gegner, unbekümmert, daß unterdessen sein gefährlichster Feind, der Czaar, ihm an der Ostsee die Provinzen: Ingermanland, Livland und Esthland wegnahm, unbekümmert, daß Tausende ihr Blut auf dem scheußlichen Opferaltar seines wahnwitzstarrsinnigen Ehrgeizes verspritzen mußten. Vergebens tönte die warnende Stimme alter, treuer, im Dienste des

Vaterlandes ergrauter Krieger, vergebens sandte August selber, im Verlaufe des Krieges von Karl aufs Aeußerste bedrängt, Gesandtschaften mit vortheilhaften Friedensanträgen: „Und wenn ich“, sagte der übermüthige Sieger, „fünfzig Jahre in Polen bleiben müßte, so werde ich es nicht eher verlassen, als bis ich jenen König vom Thron gestoßen.“ Man möchte glauben, Karl habe die Absicht gehabt, sich selber die polnische Krone aufzusetzen, doch nichts weniger als dies! — „Ich mag lieber Königreiche geben als nehmen“ war die Antwort des stolzen Jünglings auf die Frage des Grafen Piper, warum er nicht selber die Krone annehme. Endlich nach so mancher blutigen Schlacht, nach den größten Anstrengungen und Entbehrungen gelang es ihm, den Grafen Stanislaus Leszinski, Woiwoden von Posen, auf den polnischen Thron zu heben, und konnte die Anerkennung desselben von Seite August's erst erlangen, nachdem er in blutigen Kämpfen mit Sachsen und Russen Tausende geopfert, nachdem ihn auf seinem Zuge nach Lithauen und Volhynien weder Schnee noch Eis von seinem Siegeszuge abhalten konnte, nachdem er Tage lang in Sümpfen bis an die Kniee gewatet, ja manchmal bis unter die Arme; erst als Polen selber an den Rand des Verderbens gebracht, als er August im eigenen Lande angegriffen und Sachsen zum Theil ausgesogen hatte, erst da kam der Friede zu Stande 1707. Während dieser Kämpfe hatte Karls gefährlichster Gegner Peter I. Muße genug gehabt, seine Kräfte zu sammeln, und wir haben oben bemerkt, wie er den Schweden, wiewohl nicht ohne Widerstand, die Provinzen an der Ostsee wegnahm. So vernichtete der Czaar ein schwedisches Geschwader im Peipussee, nahm Dorpat und Narval ein und berannte Reval. 1702 bezwang er Nienschanz, eine

Meile vom Finnischen Meerbusen, und nun besaß er, was er längst gewünscht, einen freien und bequemen Handelsplatz am Ausflusse der Neva. Peter machte sogleich Anstalt, an diesem Platze eine Stadt zu erbauen. Doch welch ein Werk! Der Boden war ringsum morastig, die Erde mußte von den russischen Leibeigenen, die zu Tausenden herbeigetrieben wurden, in ebendenselben Bettlerslumpen, mit welchen sie bekleidet waren, zusammengetragen werden, da es an Schubkarren und Spaten fehlte, und am 27sten Mai 1703 ward der erste Grundstein zu dem jetzigen St. Petersburg gelegt.

Jetzt endlich wandte sich der bisher unbezwungene Karl gegen seinen gefährlichsten Gegner. Im Jahre 1708 sehen wir ihn auf dem Marsche nach Rußland an den Ufern der Weichsel und zwar im Winter. Karl hatte darauf gerechnet, daß der Frost ihm eine natürliche Brücke über den Strom schlagen sollte; allein es trat Thauwetter ein und der anschwellende Strom duldete auch nicht ein Joch mehr am Rücken. Aber während man eben überlegte, wie die Hindernisse der Natur am füglichsten zu beseitigen wären, trat neuer Frost ein und bahnte bald den Weg. Um die Gefahr des Ueberganges möglichst zu verringern, wurden mehrere Lagen Stroh, mit Schnee untermischt, über die in der Mitte nur 3 Zoll dicke Eisdecke gelegt und diese Bahn mit Wasser übergossen, das der Frost bald in Eis verwandelte. Der so gebahnte Weg gewann bald so große Stärke, daß der König es wagen konnte, eines Morgens mit der ganzen Armee hinüberzugehen.

Nun stand er am andern Ufer der Weichsel. Neue Thaten, neue Lorbeeren winkten dem Kühnverwegenen. Was wohl mochte hinter Masurens unheimlich finstern Wäldern verborgen liegen? Hatte er erwogen all' die

Mühen, all' die unsäglichen Beschwerden, die in dem Dunkel der Zukunft verborgen lagen? Es ist unglaublich, aber dennoch ist es so: Karl wußte so wenig, was er mit Rußland beginnen sollte, als der gemeinste Soldat, der willenlos ihm auf die Schlachtbank folgte; so ohne allen Plan, ohne alle strategische Klugheit und Kenntniß griff er den Czaaren in seinem ungeheuern Reiche an. —

Die Bauern von Masurien waren, während die Russen feig zurückwichen, die ersten, die Karl angriffen, indem sie in ihren finstern Wäldern versteckt auf die Schweden Jagd machten. Gelang es diesen einen Bauernschwarm aufzuheben, so mußte Einer den Andern und der Letzte sich selbst an den nächst besten Baum aufhängen. Unter solchen Kämpfen und unsäglichen Beschwerden erreichten endlich die Schweden den russischen General Scheremetoff, der sich bei der Stadt Holowczie auf's Beste verschanzt und vor sich den Fluß und die Moräste hatte. Spät am Abende stellte Karl sein Heer in Schlachtordnung und um 3 Uhr des andern Morgens donnerte das „Vorwärts" durch die schwedischen Reihen. Da bot sich den hinter ihren Schanzen wohl geborgenen Russen ein noch nie gesehenes Schauspiel dar. Der König der Schweden ist der Erste, der in den Fluß springt, ihm nach ein Haufen Soldaten, und Flinten und Mäntel über den Kopf haltend, gehen sie durch den Fluß, dringen in die Moräste ein und aus diesen heraus den gähnenden Feuerschlünden entgegen, die einen furchtbar verheerenden Gruß ihnen entgegen brüllen. Sieben Mal greifen sie an, sieben Mal werden sie zurückgeworfen, endlich weht die erste schwedische Fahne auf russischer Schanze, der Feind flieht, Karl verfolgt ihn, setzt über den Dnieper und steht nun unweit Smolensk plan- und rathlos auf russischem Boden. —

Es gab für Karls Armee nur zwei Wege, in das Reich einzudringen. Der eine, auf der Straße nach Moskau durch eine von den Bewohnern verlassene Gegend, bot unsägliche Schwierigkeiten dar, der andere aber durch die Wälder von Severien, die sich in eine Länge von 20 Meilen erstreckten, nach der Ukraine, dem Lande der Kosacken. Karls Unstern führte ihm Mazeppa, den Hettmann der Kosacken zu, einen alten, ehrsüchtigen Mann, der mit Hülfe der Schweden sich von Rußland frei zu machen suchte. Wir ermüden den Leser nicht mehr mit der Aufzählung einer ununterbrochenen Reihe von Mühsalen, Kämpfen, Entbehrungen aller Art. Wollten die Reiter nicht auf ihren Pferden erfrieren, wie dieses bei den einzelnen Posten täglich der Fall war, so mußten sie absitzen und gleich dem Fußvolke in vollem Laufe fortziehen. Ein Soldat reichte einmal dem König einen Bissen Brod, um ihn von der Ungenießbarkeit der einzigen, äußerst kärglich gemessenen Nahrung und dem allgemeinen Elende zu überzeugen. Karl nahm und aß den Bissen mit der Bemerkung, es schmecke zwar nicht sonderlich gut, jedoch lasse es sich genießen. Als er Waprik bestürmte, prallten von dem Eise an den Wällen die Kugeln ab und erschlugen die stürmenden Schweden, so daß sie hier 1500 Mann verloren und das ganze Heer kaum noch 28,000 Mann betrug. Diese standen mitten in einer ausgehungerten Gegend völlig in Feindes Land den Hunderttausenden des Kaiserreichs gegenüber. Umsonst beschwor Piper und selbst Mazeppa den König, umzukehren, da es jetzt noch Zeit wäre. „Vorwärts!“ war die unsinnige Antwort auf all' ihr Flehen, und so kam er denn im April 1709 vor Pultawa an, das er sogleich förmlich zu belagern beschloß.

Der Czaar eilte mit seiner Armee unverzüglich herbei,

und nur die Ufer des Worsklo trennten noch die Heere. Des Kaisers Absicht aber, diese zu passiren und einen entscheidenden Kampf mit der sichtlich abgematteten und geschwächten Schweden-Armee zu wagen, trat mit jedem Tage deutlicher hervor. Karl übertrug den Oberbefehl über das Fußvolk dem General Lewenhaupt und ritt mit ihm spät Abends die Ufer des Worsklo hinunter, um unter dem Schutze der Dunkelheit genauere Kunde über das Vorhaben der Feinde einzuziehen. Bei'm Anbruch des Tages sah man denn auch, daß die Russen in ihren Verschanzungen bedeutenden Fortschritt gemacht. Der König ritt eine Wiese entlang, die ganz nahe an jene führte, da gaben feindliche Kugeln alsbald zu verstehen, daß er nicht unbemerkt geblieben, weshalb ihn Lewenhaupt dringend ersuchte, zurückzukehren und sein Leben, an welches das Wohl von Tausenden geknüpft wäre, nicht da bloß zu stellen, wo es unverantwortlich wäre, auch nur das des geringsten Soldaten zu opfern. Diese vernünftige Vorstellung hatte zur Folge, daß Karl sein Pferd nun langsam im Kreise herumgehen ließ und sich zur Zielscheibe der feindlichen Kugeln machte. In diesem Augenblicke wurde Lewenhaupts Pferd von einer Kugel verwundet. „Thut nichts", sagte Karl, „Er wird schon ein anderes Pferd bekommen." Lewenhaupt, der wußte, daß alle Vorstellungen bei derlei Gelegenheiten vergeblich wären, entfernte sich, Karl folgte langsam nach, noch lange von russischen Kugeln verfolgt. Als ihm aber gemeldet wurde, daß der Feind versuche, auf mehreren Stellen den Fluß zu passiren, gab er einigen Bataillonen und Eskadronen Befehl, ihm zu folgen, kehrte schleunig an's Ufer zurück und warf den Feind, der sich jedoch bestens zu rächen suchte, indem seine hinter eine Anhöhe postirten Schützen auf jeden feuerten, der sich auf

dem an das diesseitige Ufer führenden Weg sehen ließ. Plötzlich sprengt der König ohne alle Veranlassung an das gefährliche Ufer hinab, seine Begleitung folgt ihm, die Büchsen knallen, mehrere schwedische Reiter stürzen, der König aber reitet am Ufer auf und ab. Da blitzte es wieder auf, und der König zuckt auf seinem Pferd, wie von leisem Schauer gerüttelt. Eine Kugel war ihm durch das linke Fußblatt gedrungen und zwischen den beiden größeren Zehen stecken geblieben. Bei der allgemeinen Bestürzung über dieses unglückliche Ereigniß und den vielen Aeußerungen von Theilnahme, die laut wurden, sagte Karl mit gewöhnlichem Gleichmuthe: „Es ist nur in den Fuß. Die Kugel sitzt darin, ich werde sie ausschneiden lassen, daß es darnach puffen soll.“ Heftige Entzündung und Symptome von kaltem Brand zeigten sich jedoch bald. Karl aber schnitt allemal mit einer Scheere oder einem Messer das todte Fleisch selbst aus der Wunde, ohne daß ein Schmerzenslaut über seine Lippen kam. Kaum hatte der Czaar die Verwundung seines Gegners erfahren, als er auch schon den Uebergang über die Worsklo beschloß, nicht nur um Pultawa zu retten, sondern vielmehr um die entscheidende Schlacht zu wagen. Unbegreiflicher Weise ließ Röhnskiöld, der schwedische Feldmarschall, den Feind ungehindert den Fluß passiren, und nun war die entscheidende Schlacht unvermeidlich. Aber in welchem Zustande befand sich die schwedische Armee? — Schon war die Herbeischaffung des Unterhaltes so schwer geworden, daß die Portionen und Rationen bedeutend geschmälert werden mußten, während der Dienst die höchste Anstrengung der Kräfte erforderte. Hiezu gesellten sich der Mangel an Pulver und Blei und was vom erstern noch an die Soldaten vertheilt werden konnte, war so schwach, daß es die

Kugel kaum 30 Schritte forttrieb und die Schüsse einen Laut gaben, als wenn man ein Paar nasse Handschuhe an einander klappt. So kam es, daß die Schweden im entscheidenden Augenblick der Schlacht blos auf ihre blanke Waffe angewiesen waren. Mit diesen in der Hand mußten sie den russischen Feuerschlünden entgegen gehen, die auf Tausende von Schritten ungestraft Lücken in ihre Reihen rissen. Und endlich erreichte das Unglück seinen Gipfel in der Verwundung des Königs.

Man kann sich leicht den gefährlichen Eindruck denken, den seine Krankheit auf die Armee machen mußte, bei der er sonst Alles selbst zu leiten pflegte und deren eigentliche Seele er war. Daneben verbreitete sich das Gerücht, der König habe, verzweifelnd an der Rettung aus der Gefahr, sich nur darum solchen Gefahren ausgesetzt, um einen freiwilligen Tod zu suchen. Zu diesem Mißgeschick gesellte sich nun noch, daß der Oberbefehl an Röhnsköld überging, der das Vertrauen der Soldaten keineswegs besaß. Bis zum Uebermaß tapfer, dabei noch roh und herrisch, war dieser von seinen Feldherren-Talenten, die ihm doch niemand einräumen wollte, so eingenommen, daß er sich gleich seinem König über jeden fremden Rath erhaben dünkte, und ihm und seiner persönlichen Feindschaft gegen den tapfern, umsichtigen und ehrenhaften Lewenhaupt ist der Ausgang dieser Schlacht zuzuschreiben. Wer aber sollte glauben, daß Röhnsköld die Armee in's Schlachtfeld führte, ohne auch nur den Platz zu kennen, auf welchem er sich schlagen wollte. „Lewenhaupt hat zur morgigen Schlacht mit 4 Kolonnen Infanterie auszurücken", das war der einzige Befehl, die einzige Richtschnur, die er dem braven General am Abend gab. „In Jesu Namen!" erwiderte

dieser, „Gott gebe uns Glück, ich bin zu Allem bereit, was mir mein König befiehlt.“ —

Von den aus Sachsen ausmarschirten 44,050 Mann Schweden waren noch 20,000 Mann übrig, da aber viele bei der Bagage und in den Laufgräben vor Pultawa zurückgelassen werden mußten, so blieben für den entscheidenden Akt nur noch 11—12,000 Streiter übrig. Um Mitternacht begaben sich Alle auf ihre Posten und mit Anbruch des Morgens stand man vor den russischen Verschanzungen und Redouten, die von 130 Geschützstücken und 50,000 Mann geschützt waren. Beim ersten Alarmzeichen krachen die Kanonen der Russen auf und reißen nach Belieben Lücken in die Reihen der Schweden, die sich vor ihnen aufstellen. Jetzt ging's an die Blutarbeit. Innerhalb weniger Augenblicke sind zwei der gefährlichsten Redouten erobert. Die Russen vermochten nicht dem kühnen Angriffe ihrer Gegner zu widerstehen. Die schwedische Cavallerie, der es geglückt war, an den Redouten vorbeizukommen, jagt die russische vor sich her. Lewenhaupt, der sich durch die Eroberung dieser beiden Redouten eine Aussicht gebahnt hatte, an den übrigen Schanzen vorbeizukommen, ist auf einen allgemeinen Angriff gefaßt, was kaum Einer sich zu hoffen getraut, es ist schon erreicht, der Sieg ist an die schwedischen Fahnen geknüpft, Lewenhaupt will den fliehenden Feind in die Sümpfe oder in die Wellen der Worsklo jagen: — Da gebietet Röhnsköld „Halt!“ — Innerhalb zweier Stunden war nun das Schicksal zweier Reiche entschieden. Die Schweden, von allen Seiten angegriffen und geschlagen, wandten sich zur wilden Flucht. Karl hatte sich durch Pferde in einer Sänfte während der Schlacht herumfahren lassen, das Vorderpferd wurde erschossen, da ließ er sich durch Trabanten tragen, aber bald

darauf zerschmetterte ein Schuß die Stange des Tragsessels. — Röhnsköld selbst, Piper und der Prinz Maximilian von Würtemberg wurden gefangen, das ganze Gepäck, und darunter die reiche Kriegskasse — 7 Millionen sächsische Thaler — genommen. Lewenhaupt sammelte den Rest des flüchtigen Heeres, gegen 16,000 Mann, ward aber von dem russischen General Menzikoff mit ebensoviel frischen Reitern ereilt, und da er, auch wenn er gesiegt hätte, doch aus Mangel an Nahrung verloren gewesen wäre, so ergab er sich dem Feinde, mit der Bedingung, daß das ganze Heer während der Gefangenschaft anständig behandelt und nach dem Friedensschlusse sollte treu ausgeliefert werden. Der König aber eilte an die Ufer des Bug durch öde Wüsteneien und gelangte nach unsäglichen Beschwerden an der Grenze des türkischen Reiches an. — Ein Aga, an der Spitze eines türkischen Reiterschwarms, der dem König ein prächtiges Zelt, Lebensmittel, Wagen und andere Bequemlichkeiten überbrachte, und sich anschickte, ihn auf das Ehrenvollste nach Bender zu begleiten, wo ihn der Pascha mit der ausgezeichnetsten Ehrerbietung empfing. — Es wäre jetzt Karl ein Leichtes gewesen, durch Ungarn und Deutschland in seine Staaten zurückzukehren und jeder andere vernünftige Mann, dem des Vaterlandes Wohl mehr als der Götze nie zu stillenden Ehrgeizes gilt, jeder andere hätte es auch gethan. —

Der Gedanke, an der Spitze eines Heeres gestanden zu sein, das den europäischen Mächten Achtung gebot, und nun geschlagen, entblößt, in schimpflicher Vermummung in der Heimath zu erscheinen, dieser Gedanke war Karl unerträglich. Nur ein Weg schien ihm noch übrig zu sein, mit Ehren zurückzukehren. Durch eben dieses Rußland will und muß ich an der Spitze eines türkischen Heeres,

das ich siegen gelehrt, zurückkehren, das war Karls verzweifelt romanhafter Plan. Gedacht, gethan! Karl schreibt von Bender aus an Sultan Achmet III., erzählt ihm kurz sein Unglück und sucht ihm auf die eindringlichste Weise begreiflich zu machen, wie sehr es im Interesse der Pforte liege, Rußlands Macht mit vereinten Kräften zu brechen. Der Sultan schickte als Erwiderung auf dieses Schreiben kostbare Geschenke und ließ ihm täglich 500 Thaler und Ueberfluß an Lebensmitteln anweisen. Bezüglich des Krieges enthielt die Rückantwort des Sultan so Unbestimmtes, daß jeder Andere als Karl an dem Gelingen seines Planes verzweifelt hätte. Wer aber möchte es glauben! durch Karls Gesandten Poniatowski's Ränke gelang es, zwei Großvesire, die einem Kriege mit Rußland abgeneigt waren, zu stürzen, und im Frühlinge 1711 setzte sich ein türkisches Heer in Bewegung gegen Rußland. In der Zwischenzeit hatte der Pascha von Bender Karl in dieser Stadt ein prächtiges Haus einrichten lassen, dieser aber schlug sein Lager vor der Stadt auf, dessen Zelte sich bald durch den Fleiß seiner Leute in eine kleine, ganz eigene Stadt verwandelten. Später wurde er durch eine Ueberschwemmung des Dniester gezwungen, es abzubrechen und nach der kleinen, eine halbe Stunde nördlich von Bender gelegenen Stadt Varnitza zu verlegen. Karl ließ sich hier ein wohleingerichtetes Haus bauen und mit Wällen umgeben, innerhalb welcher 1000 Mann aufgestellt werden konnten, gleich als hätte er schon damals eine Ahnung von dem später erfolgten Ereignisse gehabt. Von den Türken und insbesonders von den Janitscharen, die seine Ehrenwache bildeten, war er wegen seiner Freigebigkeit, mit welcher er Tausende selbst erborgten Geldes wegschenkte, um nur als König sich zeigen zu können, wohlgelitten und

wegen seines unbeugsam starren Sinnes „der Eisenkopf“ genannt. Karls Feinde waren indeß nach der Schlacht von Pultawa nicht müssig geblieben. Karl August kündete den Frieden auf, vertrieb den König Stanislaus von Polen, schloß mit Dänemark und Rußland wieder Bündnisse. Mit der größten Anstrengung gelang es den Schweden, Sachsen und Dänemark die Spitze zu bieten. Dagegen war der Czaar im Jahre 1710 Herr von Livland, Esthland, Karelien und einem Theil von Finnland, zusammen mehr als 1000 Quadratmeilen eroberten Landes, während Karl in Varnitza von Sieg, Ruhm und Ehre träumte.— Dem türkischen Heere, das, wie wir oben gehört, 1711 gegen den Czaaren marschirte, eilte dieser mit einer an Uebermuth grenzenden Zuversicht in Begleitung seiner Gemahlin, Katharina, entgegen. Er wollte sich nach Constantinopel begeben und den Sultan gefangen nach der neuen Hauptstadt führen. Doch was er diesem zugedacht, das wäre beinahe ihm selber begegnet. Von einem weit an Zahl überlegenen Feinde angegriffen, wurde er so in die Enge getrieben, daß ihm nur die Wahl blieb, entweder von allen Seiten eingeschlossen zu verhungern, oder mit dem Säbel in der Faust zu sterben, oder gefangen auf den Sclavenmarkt zu Constantinopel geführt zu werden. Verzweifelnd schloß sich der Czaar in sein Zelt ein und verbot Jedermann den Zutritt. Ein Weiberkopf ersann das Mittel seiner Rettung. Seine getreue Gattin Katharina gab ihren ganzen Juwelenschmuck her und lieh alle Kostbarkeiten von ihren höheren Offizieren, um einem Friedensvorschlage bei dem Großvesir und seinem Kiaja (Unterfeldherr) willige Ohren zu bereiten. Das Unglaubliche geschah! Poniatowski bot alle nur möglichen Mittel auf, den Großvesir zu bewegen, die Kriegsgefangenschaft

des ganzen russischen Heeres sammt dessen Kaiser doch nicht so unverantwortlich aus den Händen zu lassen. Karl selber wird herbeigeholt; umsonst! Im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen, Karl mußte die Schmach ansehen, wie nach abgeschlossenem Frieden der Czaar mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen abzog.

Still und in sich gekehrt kam Karl nach Bender zurück und erhielt bald die Weisung, das türkische Reich zu verlassen. Dazu wollte er sich nicht verstehen, außer man gebe ihm 100,000 Mann Türken als Bedeckung nach Polen. Zum zweiten Male erfolgte auf Poniatowski's Bemühung eine Kriegserklärung gegen Rußland, die aber ganz ohne Folgen blieb. Kurz darauf mußte neuerdings ein Großvesir den Ränken des schwedischen Gesandten weichen, es erfolgte 1712 eine dritte Kriegserklärung. Bald jedoch bekam eine den Schweden feindliche Partei wieder die Oberhand und der Sultan bestand darauf, daß Karl die Türkei verlassen müsse. Dieser erklärte, er bedürfe eine halbe Million Thaler, um mit Ehren abreisen zu können. Wirklich schickte ihm der Sultan 600,000 Thlr., aber mit der Weisung an den Pascha von Bender, diese nicht eher auszuzahlen, als bis der König wirklich abgereist sei. Karl wußte aber dem Pascha das Geld herauszulocken, und da jener, von Tag zu Tag der Abreise des Königs in peinlichster Spannung entgegenharrend, endlich demüthig anfragte, wann denn Se. Majestät abzureisen gedächten, erhielt er die Antwort, das könne so bald nicht geschehen, denn hiezu bedürfe er noch andere tausend Beutel. Sprachlos und wie vom Donner gerührt stand der arme Pascha da und schluchzte: „Diese That wird mir den Kopf kosten.“ Der König wollte ihn beruhigen und versprach, ihn bei'm Sultan zu entschuldigen. „Wisse“, erwiderte der Türke,

„mein Sultan entschuldigt begangene Fehler nicht, sondern bestraft sie." Neuerdings wollte Karl Unterhandlungen in Constantinopel anknüpfen, aber nun war des Sultans Geduld zu Ende. Er gab dem Pascha von Bender und dem Tartaren-Chan den Befehl, den König lebendig oder todt aus dem Reiche zu bringen. Der Pascha verlangte sogleich, Karl möchte ihm den zur Abreise bestimmten Tag angeben; seine Befehle lauteten bündig und er sähe sich genöthigt, im Falle der Noth die Abreise zu erzwingen. Das waren keine Worte nach Karls Kopf. Trotzig und zornglühend antwortete er: „Bist du deines Herrn treuer Diener, so thue, wie dir geheißen", und hiermit kehrte er dem Pascha den Rücken. Das war eine Aufforderung, die bei einem Türken ihre Wirkung nicht verfehlen konnte, und so blieben denn auch die Folgen dieses hirnlosen Benehmens nicht aus. Noch in der nämlichen Nacht wurde die Ehrenwache der Janitscharen zurückgezogen, und ehe die Schweden sichs versahen, war ihr Lager von starken Abtheilungen Tartaren rings eingeschlossen, um sie auszuhungern. Vergebens waren alle Bitten, alles Rathen zur Nachgiebigkeit. Statt Gehör zu schenken, wies Karl die Posten an, die vertheidigt werden sollten.

„Wohlan", rief endlich der Baron Fabricius, „wenn Euere Majestät nicht folgen wollen, was Religion, Klugheit und Würde fordern, so ist mein Geschäft zu Ende und habe hier weiter nichts zu thun, als mich zu entfernen." Bei Karl war nun nichts auszurichten. Da versuchten seine Freunde einen andern Weg. Sie traten nochmals mit dem Serasker und dem Chan in Unterhandlung, die aber so schlimm endete, daß der Chan im Zorne Grothusen zurief: „Eide theik, Gjauer" (Entferne dich, Ungläubiger). Nun bearbeitete man die Janitscharen, die

Karl nicht im geringen Maße liebten und verehrten. Wirklich gelang es, sie für den König zu gewinnen, und ihrer 50—60, darunter die vornehmsten Anführer, begaben sich mit langen Bärten und den weißen Friedensstäben in der Hand zum Zelte des Königs. Sie erboten sich, den König nach Adrianopel zu geleiten, als ihren Augenstern wollten sie ihn hüten und sich lieber in Stücke hauen lassen, als zugeben, daß ihm Leids geschehe. Aber Karl wollte sie gar nicht sehen. „Sagt ihnen", sprach er, „wenn sie sich nicht eilig trollen, lasse ich ihnen die Bärte absengen." Das war für einen Türken die größte Schmach. Eiliger, als sie gekommen waren, hatten sie sich entfernt, die Attribute des Friedens mit Waffen vertauscht und das schwedische Lager von zahlreichen, zum Angriff gerüsteten Truppen umgeben.

Es war an einem Sonntag, der Feldprediger Brenner hielt eben die Predigt im schwedischen Lager; auf einmal donnern die Kanonen, Allah! braust's auf allen Seiten, Wall und Lager wimmelt von Türken und Tartaren. In Windeseile hatten die andächtigen Zuhörer sich auf ihre Posten begeben, Karl eilte, sein Pferd zu besteigen, denn er fand die Seinen schon im vollen Kampfe, allein er mußte eiligst nach seinem Hause zurückkehren und nur mit Mühe gelang es ihm und dem Trabanten Axel Roos noch die Thüre zu erreichen. Roos wollte dieselbe sogleich verschließen, allein Karl hielt ihn davon ab. „Ich will ein wenig stehen bleiben, um zu sehen, was denn die Türken beginnen", sprach er, während die Kugeln rings um ihn herflogen. Roos aber machte kurzen Prozeß. Mit Hülfe zweier Kameraden faßte er den König um den Leib, führte ihn gewaltsam in das Haus und verrammelte die Thüre. Hier hatte Karl genug zu thun, denn er traf in dem

Saale Schweden und Muselmänner in voller Blutarbeit. Frisch ging er an's Werk und in wenig Minuten waren alle Türken aus den Fenstern gestoben, aus welchen nun der Kampf bis gegen Abend fortgesetzt wurde. Jetzt währte es den Janitscharen, die wahrscheinlich den geheimen Befehl hatten, den König zu fangen und nicht zu tödten, zu lange. Glühende Kohlen und Pechkränze flogen auf das Schindeldach des Hauses und bald lodert es in hellen Flammen auf. Keiner von den Belagerten hatte das Feuer bemerkt, ehe ein starker Rauch von der Flur in die Stube drang. Karl aber sah gleich die Gefahr und forderte Roos auf, mit ihm auf den Boden zu steigen, um Herr des Feuers zu werden, allein als man die Bodenthür öffnete, schlug sogleich das Feuer zu ihnen heraus und jeder Versuch zu löschen war vergeblich. Wer beschreibt die Verwirrung, die nun entstand: Mit versengten Haaren und Kleidern sprang der Eine hieher, der Andere dorthin, um sich vor dem erstickenden Dampfe und den Flammen zu retten, bis endlich das Feuer so überhand nahm, daß Viele aus den Fenstern fliehen mußten, um von den herabfallenden Bränden nicht erschlagen oder verbrannt zu werden. „Laßt uns bleiben", rief Karl, „und so lange schlagen, bis sie uns lebendig oder todt nehmen!" Glücklicher Weise fiel Roos auf die Idee, man könne sich nach dem noch nicht angezündeten Kanzleigebäude durchschlagen. Das war nun ein Gedanke ganz nach Karls Kopf. Die Thür ward aufgerissen, und den Degen in der rechten, das Pistol in der linken Hand schritt Karl voran und auf die dichte Masse von Türken los. Da verwickelt er sich mit seinen Sporen und fällt. — Sogleich stürzten sich die Janitscharen von allen Seiten über ihn her und brachten ihm mit Gewalt, aber nicht ohne die größte Anstrengung

die Waffen aus den Händen. Ein Gleiches geschah seinen Begleitern, die sich auch, als sie den König gefangen sahen, zum Theil freiwillig ergaben. Und so endigte sich Abends 9 Uhr, nach einem siebenstündigen Gefechte, diese als einzig in der Geschichte dastehende Begebenheit, die unter der Benennung „der Kalabike" in Europa und dem Morgenlande bekannt ist und Karls Namen unter dem niederen Volke einen großen Glanz verlieh. Als er gefangen in das Zelt des Pascha trat, gab dieser ihm alle Beweise der Hochachtung und bezeugte seine besondere Freude, daß er wohlbehalten aus dem Gefechte gekommen sei, glänzend hätten er und seine Leute ihre Tapferkeit bewiesen, denn 200 Tartaren und Türken wären ihr als Opfer gefallen. „Es hätte noch ganz anders werden können", versetzte Karl. So erträglich nun auch sein Loos als Gefangener war, so bedauernswerth war das der Schweden, die von den Tartaren gefangen genommen wurden, und zur Ehre Karls muß man sagen, daß er sich alle Mühe gab, ihr Schicksal zu erleichtern. Von Bender aus ließ ihn der Pascha nach einem Dorfe bei Adrianopel bringen. Unterdeß baute Karl seine Lustschlösser fort, jedoch ohne Erfolg, während man ihn in Europa beinahe vergessen hatte und für todt hielt. Als man endlich den Grafen von Liewen an ihn von Schweden aus abschickte, und dieser, ein redlicher, verständiger und treuherziger Mann, ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, daß, im Falle er nicht zurückkomme, sein von ihm sehr vernachlässigtes Volk einen Reichsverweser wählen werde, da erwachte er aus seiner träumerischen Erstarrung und gab dem Großvesir seinen Wunsch kund, nun endlich abreisen zu wollen. Ehrenvoll war sein Abzug, mühevoll seine Reise.

Am 23. Oktober 1714 trennte sich der König von seinen Begleitern, die ihm, wiewohl er sie durch seine rastlose Eile beinahe zu Tode gejagt hatte, zu langsam folgten, und trat von Piteschti aus den tollkühnen Ritt in seine Heimath an in alleiniger Begleitung des Generaladjutanten Baron Rosen und des Kapitän Düring. Angethan mit einem braunen Rock, einer schwarzen Perücke, einem mit goldenen Treffen besetzten dreieckigen Hut und blauen Mantel und mit einem für den schwedischen Hauptmann Peter Frisch ausgefertigten Paß nahm er den Weg über Stuhlweißenburg, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow, Loß, Triebsens nach Stralsund, in welcher Stadt er am 22. November 1714 anlangte, nachdem er einen Weg von 286 Meilen in 14 Tagen zurückgelegt hatte. Als seine Ankunft bekannt wurde, erfüllte allgemeine Freude die Stadt, unbeschreiblich war das Gedränge in den Straßen, als er zu Pferde erschien, und tausend Vivats jauchzten ihm die jubelnden Einwohner entgegen. In Schweden weckte die Nachricht von des Königs Ankunft in Stralsund das Volk aus seinem Schlummer und unterdrückte die Unzufriedenheit, die Parteiungen, die überlauten Herren des Reichstages verkrochen sich, alles athmete neues Leben. Regsamkeit und Ordnung fanden sich wieder in den Geschäften ein, denn die Furcht vor Karls eiserner Strenge war die Triebfeder, die die Lauen und Unsaubern zu rascher, willfähriger Thätigkeit trieb, und zu ihr gesellten sich die edleren der Liebe und Hoffnung.

Das Schicksal führte dem König einen Mann zu, der für Verhandlungen und Verwaltung eben so viel Gewandtheit als Klugheit besaß und dessen Hauptgeschäft es war, den Finanzen wieder aufzuhelfen. Wahrhaft eine Riesen=

aufgabe; denn alsbald brachen neue Kriege aus. Karl fand bei seiner Rückkunft die Zahl seiner Feinde um zwei vermehrt, nämlich durch den König von England und zugleich Churfürsten von Hannover Georg I. und durch Wilhelm I. von Preußen, welche beide schwedisch-dänische Provinzen während Karls Abwesenheit an sich zu bringen gewußt hatten. So kam es, daß im Jahre 1715 Preußen, Dänen, Polen und Hannoveraner gegen Stralsund zogen, das sich ihnen am 23. Dezember ergab. Dafür suchte sich Karl an den Dänen in Norwegen zu rächen, jedoch ohne Erfolg. Noch einmal schien seines Glückes Sonne in vollem Glanze sich erheben zu wollen. Es war nahe daran, daß der Czaar einen geheimen Vertrag gegen Dänemark und England mit Schweden abschloß. Karl aber, der unmöglich so lange ruhen konnte, bis die Ratifikation eingetroffen wäre, theilte im August 1718 sein Heer in 2 Haufen und ließ den einen unter Baron Armfeld auf Drontheim in Norwegen marschiren, er selber ging erst Anfangs November über die Grenze, in der Absicht, die norwegische Festung Friedrichshall zu nehmen. Armfeld's Zug verunglückte gänzlich, er ward genöthigt, sich zurückzuziehen, und im Januar bei der fürchterlichsten Kälte klettern 10,000 abgemattete Schweden über ein 10 Meilen langes Eisgebirge auf Pfaden, die nur der Bär um diese Jahreszeit betritt. Unter fürchterlichen Stürmen und Schneegewirbel, ohne Obdach, ohne Nahrung, selbst ohne hinlängliche Kleidung erstarrten ganze Regimenter, ganze Haufen lagen im Schnee verschüttet, andere in Abgründe zerschmettert. Noch lange Zeit nachher war diese Gegend wegen der vielen Thiere, die der Dunst der Leichen herbeilockte, der beste Jagdplatz in Norwegen. Noch trauriger endete der Zug Karls. Anfangs gewann zwar

Alles den Anschein, als lächle noch einmal der Kriegsgott den schwedischen Fahnen. Karl hatte alsbald die Festung völlig eingeschlossen, und schon am 6. Dezember 1718 stieg er, den Degen in der Faust, als der Zweite auf ein erobertes Vorwerk. Nun wurden während der folgenden Tage Laufgräben gezogen. Am ersten Sonntage des Advents ruhten während des Gottesdienstes, dem der König sowohl Vor- als Nachmittag beiwohnte, alle Arbeiten. Er schien etwas unruhig, zeigte sich dabei aber ungewöhnlich freundlich gegen Alle, die sich ihm näherten. Am Morgrn hatte er einige Papiere durchlesen, die ihm General Mörner zugestellt, und die wahrscheinlich Andeutungen und Warnungen wegen verbrecherischer Anschläge auf seine Person enthielten. Karl warf sie nach dem Gottesdienste ins Feuer, sie so der ewigen Vergessenheit übergebend, und begab sich dann in die Laufgräben, wo die Arbeiten während der Nacht fortgesetzt werden sollten. Als der Feind den Fortgang der Arbeit merkte, feuerte er mit Kanonen, Mörsern, Haubitzen und nun auch, da man schon ziemlich nahe gerückt war, mit Gewehren. Der König ging in der bereits fertigen Linie auf und ab und unterhielt sich freundlich mit seinen Soldaten. In seiner Nähe befanden sich der Oberst Maigrat und Siquier, zwei Franzosen. Ungefähr um 9 Uhr Abends stieg er auf eine Brustwehr, stützte seinen Kopf auf beide Hände und sah sinnend den Arbeiten seiner Leute zu, befand sich jedoch in einer solchen Entfernung von der Festung, daß eine Flintenkugel nur unsicher treffen konnte. Auf einmal erscholl der Jammerschrei des Generaladjutanten v. Kaulbar: „Herr Jesus! der König ist erschossen.“ So war es. — Nicht eine Kanonenkugel, sondern eine Flintenkugel schlug oberhalb des linken Ohres in den Kopf des Königs

und war ganz nahe am rechten wieder herausgegangen. Ohne zu zucken war der Körper in derselben Stellung wie lebend liegen geblieben, mit auf die Brust gesenktem Haupte. — Woher kam die mörderische Kugel? — Bisher ist diese Frage noch nicht beantwortet; aber viele und schwere Gründe liegen vor, daß sie nicht von Feindeshand gesendet worden. — Und so scheiden wir denn traurig von einem Manne, der wahrhaft ein schöneres und besseres Loos verdient und gewiß auch gefunden hätte, wenn er die von Gott ihm verliehenen herrlichen Gaben besser auszubilden und zu benutzen gewußt, wenn er eines klugen Mannes Rath befolgt hätte und selbst König nicht Sclave eines unersättlichen Ehrgeizes geworden wäre, dem er sein und seines Volkes Glück, seinen Ruhm und seine Macht geopfert.

## Der Geisterspuk auf dem Ritterholm.

Carl XI. von Schweden, der Vater des Eisenkopfs, war einer der strengsten, aber weisesten Fürsten unter den Nachfolgern Gustav Wasa's. Er stürzte die ungeheueren Privilegien des Adels, die Allmacht des Reichsrathes und schuf neue Landesgesetze; eine neue Verfassung war sein Werk; er zwang die Räthe, das oligarchische System aufzugeben und ihm die absolute Herrschaft zu überlassen. Uebrigens war er aufgeklärt, muthig, der lutherischen Religion von Herzen zugethan, kaltblütig, unerbittlichen Charakters, der nur das Positive verfolgte, dem es an Phantasie fehlte. Der König hatte seine Gattin Ulrike Eleonore verloren. Obschon seine Härte diese Fürstin an den Rand des Grabes geführt hatte, so schien er doch von ihrem Tode gerührter, als man es von dem trockenen, kalten Manne erwartete. Er wurde düsterer, schweigsamer als zuvor, und überhäufte sich dergestalt mit Arbeit, daß man leicht errathen konnte, wie er dadurch peinlichen Erinnerungen zu entgehen suchte. An einem späten Herbstabend saß er im Nachtkleide vor seinem großen Kamin im Pa-

laste zu Stockholm. Der Graf Brahe, sein Günstling, und sein Arzt Baumgarten, beiläufig gesagt, ein großer Freigeist und Skeptiker, waren bei ihm. Der Doktor war an diesem Abend, um einer kleinen Unpäßlichkeit des Fürsten willen, gerufen worden. Die Nacht rückte vor, und der König, gegen seine Gewohnheit, verabschiedete noch immer nicht seine Gesellschaft. Er saß schweigend, mit gesenktem Haupte, die Augen auf die Feuerbrände des Kamins gerichtet und hegte, obgleich von seiner Umgebung gelangweilt, eine gewisse, unerklärliche Furcht, allein zu bleiben. Brahe merkte wohl, daß seine Gegenwart dem König nicht angenehm sei, und hatte bereits einigemal darauf angespielt, daß Se. Majestät wohl der Ruhe bedürften; eine Geberde des Königs befahl ihm zu bleiben. Auch der Arzt sprach von dem Schaden, welchen lange Nachtwachen der Gesundheit zufügen; aber Karl murmelte dagegen zwischen den Zähnen: „Ihr sollt bleiben, ich habe noch keine Lust zu schlafen.“ —

Die Unterredung wurde mehrere Mal wieder aufgenommen und stockte immer wieder bei der zweiten oder dritten Phrase. Se. Majestät waren finsterer Laune und die Lage der Hofleute um so schwieriger als sonst. Brahe, welcher vermuthete, die Traurigkeit des Monarchen möchte von dem Tode seiner Gattin herrühren, betrachtete das im Cabinet hängende Bildniß der Königin, und sagte mit einem Seufzer: „Wie ähnlich ist das Bild! Dieselbe Majestät und Sanftmuth, die im Leben die Selige auszeichnete!“ — „Ach!“ fuhr der König rauh dazwischen, denn er glaubte immer einen Vorwurf zu hören, wenn man von der Königin sprach: „der Maler hat geschmeichelt! die Königin war häßlich.“ Hierauf, über seine Härte selbst verdrießlich, stand der König auf und ging

durch das Zimmer, um seine Bewegung zu verbergen. Er blieb vor einem Fenster stehen, das in den Hof ging, die Nacht war dunkel, ohne Mondschein. Das alte Königsschloß auf dem Ritterholm, welches Karl bewohnte, hatte die Aussicht auf den Mälar-See, ist in Hufeisenform gebaut und das Cabinet des Fürsten, an einem Ende gelegen, war beinahe dem großen Saal gegenüber, wo sich die Stände zu versammeln pflegten, wenn sie von der Krone eine Mittheilung zu erwarten hatten. Die Fenster jenes Saales schienen plötzlich von lebhafter Beleuchtung erhellt, der König staunte. Man glaubte zuerst das Licht eines wandelnden Bedienten als die Ursache jener Erscheinung angeben zu können, doch war der Saal schon längst verschlossen und nichts darin zu thun. Für die Flammen eines Brandes konnte die Helle auch nicht gehalten werden; sie glich einer Prunkbeleuchtung. Karl sah einige Zeit, ohne zu reden, hin. Der Graf wollte einem Pagen schellen; der König hielt ihn zurück. — „Ich will selbst in jenen Saal gehen", sagte er. Ob er gleich blaß wurde, und Schrecken sich auf seinem Gesicht malte, so ging er doch mit festem Schritt hinaus, und ihm folgten der Kammerherr und der Arzt mit brennenden Lichtern. Der Castellan, der die Schlüssel hatte, lag schon zu Bette. Baumgarten weckte ihn und befahl ihm im Namen des Königs, auf der Stelle die Thüren des Ständesaals zu öffnen. Der Befehl setzte den Mann in Erstaunen, doch kleidete er sich schnell an und erschien mit seinem Schlüsselbunde an der Thüre einer Gallerie, welche dem Ständesaal als Vorgemach diente. Nachdem diese geöffnet war, trat der König ein und sah mit Erstaunen die Wände schwarz behangen. — Wer hat den Befehl gegeben, dieses Gemach schwarz zu bekleiden? fragte er mit heftiger Geberde. —

„Niemand, daß ich wüßte, Ew. Majestät", antwortete der bestürzte Castellan: „als ich das letzte Mal ausfegen ließ, war es mit Eichenholz getäfelt, wie von jeher. Diese schwarzen Tapeten kamen gewiß nicht aus dem Schloßmagazin Ew. Majestät." Der König hatte während dessen schon mehr als zwei Drittheile der Gallerie schnell durchschritten. Brahe und der Castellan folgten ihm zunächst; der Arzt war etwas zurückgeblieben, mit der Furcht, allein zu bleiben, kämpfend, oder vor dem weitern Verlauf eines Abentheuers zitternd, das sich so seltsam ankündigte. — „Gehen Ew. Majestät nicht weiter!" rief der Castellan: „es spukt hier, bei meiner Seele. Um diese Stunde.... seit dem Tode der allergnädigsten Königin ..... heißt es, sie gehe in der Gallerie um. Gott schütze uns!" — „Bleiben Sie, mein König", rief der Graf ebenfalls: „Hören Sie nicht das seltsame Geräusch in dem Ständesaale? Wer weiß, welche Gefahr Ew. Majestät droht?" — Baumgarten, dessen Licht durch einen Windstoß verlöscht war, erbot sich, die Trabanten herbeizuholen, — der König aber, der schon an der Thüre des großen Saales stand, versetzte mit fester Stimme: „Da geblieben! folgt mir, ich will hinein! Und du Castellan öffne schnell." Er stieß mit dem Fuß gegen die Thür und wie Kanonenschlag hallte es von den Gewölben wieder. Der Castellan zitterte dergestalt, daß er den Schlüssel nicht in das Schloß bringen konnte. — „Ein alter Soldat und zittern" sagte Karl, mitleidig die Achsel zuckend: „Graf Brahe, machen Sie uns die Thüre auf." — Der Graf trat einen Schritt zurück und betheuerte, daß er gehorchen würde, wenn ihm Se. Majestät befehlen, gegen eine dänische oder deutsche Batterie ganz allein zu marschiren, daß er sich aber nicht gegen den Teufel und seine Gesellen wage. Da riß der

König den Schlüssel aus der Hand des Castellans und sagte mit verächtlicher Stimme: „Ich sehe wohl, daß dieses mich allein angeht", und ehe man ihn zurückhalten konnte, hatte er die Thüre aufgeschlossen und war in den Saal getreten mit den Worten: „In Gottes Namen denn!". Seine drei Begleiter, von der Neugierde getrieben, die stärker ist, als die Furcht, oder beschämt durch den Muth ihres Königs, gingen nach. Der große Saal war von unendlich vielen Fackeln erhellt. Eine schwarze Tapete war an die Stelle der ehemalig farbig gewirkten getreten. Längs den Mauern hingen in gewöhnlicher Ordnung die Siegestrophäen des Reichs: deutsche, dänische und moskowitische Fahnen. Hin und wieder unterschied man ein schwedisches Banner von schwarzem Flor umhüllt. Eine unzählbare Versammlung von Menschen hatte alle Sessel und Bänke eingenommen. Die vier Stände des Reichs saßen nach ihrem Range. Alle Gestalten waren schwarz angezogen und die Menge von menschlichen Gesichtern, die sich wie helle Punkte auf dem schwarzen Grunde ausnahmen, verwirrten und blendeten die Augen der vier Zeugen des sonderbaren Auftritts dergestalt, daß keiner in der Menge ein bekanntes Antlitz aufzufinden vermochte. Auf dem erhöheten Throne, von dessen Stufen der König die Versammlung anzureden pflegte, sahen sie einen blutigen Leichnam mit allen Zeichen der Königswürde angethan. Zu seiner Rechten stand ein gekröntes Kind mit dem Scepter in der Hand; zu seiner Linken stützte sich ein bejahrter Mann, in dem Ceremonien-Mantel der ehemaligen Reichsverweser, auf die Lehne des Thrones. Gegenüber dem königlichen Sitze umgaben mehrere gravitätische Gestalten in langen schwarzen Rittergewändern einen mit Büchern und Pergamenten bedeckten Tisch. Zwischen dem Thron

und dem übrigen Saalraum stand ein Block von Trauerflor umhüllt, und darauf lag ein Beil. Niemand in dieser sonderbaren Versammlung schien die Gegenwart des Königs und seiner Diener zu bemerken. Ein dumpfes Gemurmel ging eine Weile durch die Reihen der Anwesenden; da stand der älteste der Richter auf und klopfte dreimal mit der Hand auf das Gesetzbuch, welches vor ihm lag. Die größte Stille erfolgte. Einige Leute, in der Blüthe ihrer Jahre, entschlossenen Angesichts und reich gekleidet, traten in den Saal durch eine dem König entgegengesetzte Thüre. Ihre Hände waren auf den Rücken gebunden, und hinter ihnen ging ein starker, in braunem Leder gekleideter Mann, der die Enden der Stricke, womit sie gefesselt waren, hielt. Der vorausgehende und der mächtigste der Gefangenen blieb in der Mitte des Saales stehen und betrachtete den Richtblock mit stolzer Verachtung. Der Leichnam auf dem Throne dagegen zitterte wie von convulsivischen Bewegungen erschüttert, und frische, rothe Blutstropfen flossen aus seiner Wunde. Der Gebundene kniete nieder, streckte seinen Hals auf den Block, das Beil funkelte in der Luft und fiel mit Geräusch nieder. Ein Strahl von Blut bespritzte die Stufen des Throns und vermischte sich mit dem des Leichnams; der Kopf des Gerichteten sprang wie ein Ball über den gerötheten Boden, rollte zu Karls Füßen und befleckte sie mit Blut. Bis zu diesem Augenblicke hatte das Entsetzen des Königs Zunge gefesselt, nun aber, im Innersten ergriffen, näherte er sich wankend dem Throne, und zu der Gestalt im Reichsverwesers-Mantel gewendet, sprach er kecklich die wohlbekannte Formel: „Wenn du Gottes bist, so rede; bist du des Andern, so laß uns in Frieden!“ Das Gespenst antwortete ihm langsam und mit feierlichem Tone: „König Karl! dies Blut wird nicht

unter deiner Regierung vergossen werden, wohl aber unter dem fünften nach dir. Wehe, wehe, dem Blut Wasa!" Hier wurde die Stimme der Gestalt weniger deutlich, die zahlreiche Versammlung schien in ihren Formen durcheinander zu schwimmen, war bald nur ein Knaul von farbigem Schatten, verschwand dann gänzlich und aller Fackelglanz.

Die Lichter des Gefolges beschienen jetzt nur noch die alten Tapeten, die von der Zugluft hin und her bewegt wurden. Man hörte noch einige Zeit lang ein Geräusch, welches einer der Zeugen mit dem Rauschen der Blätter, der andere mit dem Klange zerrissener Harfensaiten verglich. Einstimmig behaupteten sie jedoch Alle, daß die Erscheinung ungefähr 10 Minuten dauerte.

All' die schauerlichen Accessorien waren mit ihr verschwunden, doch blieb auf einem Pantoffel des Königs ein rother Fleck zurück, der nicht verging. —

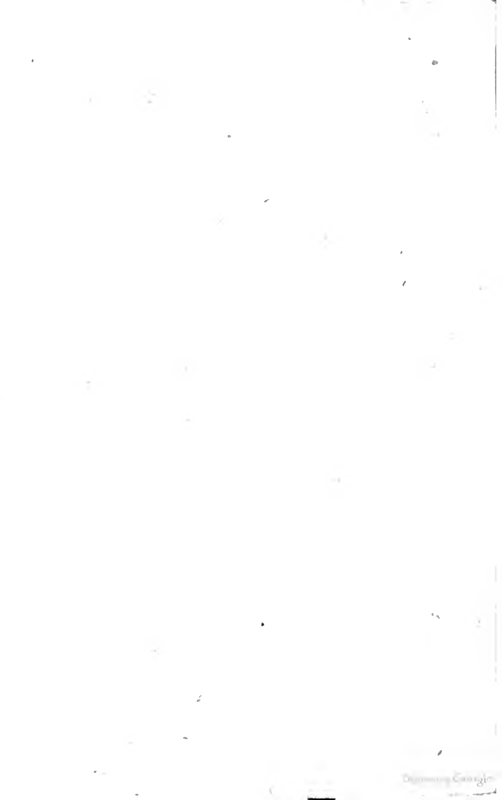
Karl ließ alsobald eine Relation des Geschehenen aufsetzen, von seinen Begleitern unterzeichnen, und fügte seine Unterschrift hinzu.

Der Inhalt desselben wurde, wie begreiflich, noch zu Lebzeiten des Königs bezweifelt. Das Dokument existirt noch und ist authentisch. Der bemerkenswerthe Schlußsatz heißt: „Wenn das, was ich, der König hiermit bekräftige, nicht die redlichste Wahrheit ist, so leiste ich Verzicht auf jede Hoffnung eines seligen Lebens, welches ich vielleicht verdient haben könnte durch einige gute Werke, durch meinen Eifer, mein Volk glücklich zu machen, und durch meine Anhänglichkeit an die Religion meiner Ahnen."

So weit die Erzählung, die schon längst bekannt war, ehe irgend eine Begebenheit die darin enthaltenen Andeutungen gerechtfertigt hat. Die Gläubigen finden

vielleicht einen Kommentar dazu in dem Morde Gustav III.[68] und der Hinrichtung Ankarström's. Das gekrönte Kind war dann Gustav Adolf IV.. und der Greis, im Kleide des Reichsverwesers, dessen Onkel der Herzog von Südermanland. —





## Anmerkungen.

1) Die Propontis (προποντίς - Vormeer), heute das Marmora- oder weiße Meer genannt, steht einerseits durch den Bosporus (βόςπορος - Rinderfuhrt), heute gewöhnlich die Straße von Constantinopel, mit dem schwarzen Meere (bei den Alten Πόντος εὔξεινος - das gastliche Meer im ironischen Sinne wegen der vielen gefährlichen Stürme so genannt), andererseits durch den Hellespont (Ἑλλήςποντος - das Meer der Helle, Athamas Tochter (Hom. Il.), die darin ertrank), heute die Straße der Dardanellen (so benannt von der einst an der asiatischen Küste gelegenen Stadt Dardanus, historisch berühmt wegen des Friedensschlusses zwischen Sylla und Mithridates 84 v. Chr.) mit dem griechischen Archipelagus (ägäisches Meer — von der Insel *Αἰγαί*) in Verbindung. Die Propontis gleicht besonders in ihren beiden Verbindungsstraßen, dem Bosporus und Hellespont, wegen der gewaltigen Strömung nach dem Mittelmeere, einem mächtigen Strome, der sein Dasein dem Durchbruche des schwarzen Meeres verdanken mag. Vielleicht dürfte man mit diesem Durchbruche die deukalionische oder ogygische Fluth in Verbindung bringen.

2) Dieser Leanderfelsen oder auch Leanderthurm, von den Türken der Thurm des Mädchens genannt, zwischen der Spitze des neuen Serais und der von Skutari gelegen, hat mit der alten Sage von Hero und Leander, deren Scene am Hellespont, in Sestus und Abydus liegt und den Inhalt von zwei Gedichten, des älteren Musäus und Fr. v. Schillers bildet, nicht das Geringste gemein. Die Ursache dieser Vermischung liegt vermuthlich darin, daß der erste europäische Reisende, welcher diesen Felsen so benannte, die türkische Sage davon für die von Hero und Leander hielt. Es ist dieselbe aber eine ganz andere vom arabischen Sid al-battal d. h. Sid der Kampfheld. Dieser lebte 300 Jahre vor dem spanischen Cid (Herr) Campeador (Kampfheld ohne Gleichen), welchem die Araber denselben Ehrentitel als ihrem eigenen vaterländischen Helden zuerkannten (Herders Cid). Der arabische Sid fiel 122 d. H. als Feldherr des Califen Hescham im Kriege wider die Byzantiner. Die türkische Sage, welche seine Heldenthaten in Ritterromane ausgesponnen hat, verlegt nach dem Mädchenthurme die Scene der Befreiung einer dort von ihrem Vater eingesperrten griechischen Prinzessin durch den Sid.

3) Das Serai—Palast, Burg-, Residenz des Großherrn, ist eine Stadt für sich, deren Mauern eine gute Stunde im Umkreise, zwölf Thore und zwölftausend Einwohner (alle zum Hofdienste gehörig) in sich fassen. Es wird von zwei Seiten durch das Meer und von der dritten durch die Stadt begrenzt. Die Ansicht, daß das alte Byzanz nicht größer gewesen sei, als das heutige Serai, ist wohl eine irrige; richtiger dagegen ist, daß der alte große Palast der griechischen Kaiser die neue Sultansburg weit an Umfang übertroffen habe. Das Serai ist der Sitz der türkischen Regierung. Nach dem Hauptthore des Palastes bezeichnet man die höchste Auctorität des Sultans durch die Benennung „kaiserliche Pforte", während man unter der „hohen und erhabenen Pforte" nur das Ministerium des Groß-

wesirs versteht. Dieser figürliche Ausdruck für die Regierung des Reiches stammt von der uralten Sitte im persischen Reiche, nach welcher die persischen Könige an den Thoren ihres Palastes Recht sprachen, von dem Kreise ihrer Großen umgeben, die ihnen das „Thor machten" (wofür die Europäer den „Hof machen" sagen).

4) Das goldene Horn, gewöhnlich der Hafen von Constantinopel, ist einer der schönsten, größten und sichersten Häfen der Welt, durch einen großen Meerbusen an der Mündung des Bosporus in die Propontis gebildet. Wegen seiner hornförmigen Gestalt und des Reichthums an Schiffen und Fischen ward er von den Alten Chrysokeras (das goldene Horn) genannt.

5) Prokonnesus, auch Neuris oder Elaphonnesus (von πρόξ, νέβρος, ἔλαφος - Hindin, Hirsch und νῆσος - Insel : Hirschinsel), in der Propontis vor der Insel Cyzikus gelegen, wird heutzutage wegen des Reichthums an weißem Marmor Insel Marmora genannt, wovon die Propontis auch Marmora- oder weißes Meer heißt.

6) Bagno (ital.-Bad) heißt bei den Muhamedanern überhaupt ein Gefängniß zur Verwahrung der Sclaven; vorzugsweise aber heißt so der zu demselben Zwecke bestimmte Ort am Meerbusen neben Galata, der größten Vorstadt Constantinopels.

7) Ejub (der arabische Name für Hiob) war der vornehmste Vertraute Muhameds, sein steter Gefährte und Fahnenträger. Als Muhamed von Mekka nach Medina floh, stieg er in seinem Hause ab und wohnte längere Zeit bei ihm. Seinen Tod fand Ebu Ejub im 52. Jahre d. H. (672 n. C.) bei der dritten arabischen Belagerung Constantinopels. Bei der letzten Belagerung dieser Stadt durch die Osmanen soll sein Grab wieder aufgefunden worden sein und dazu beigetragen haben, den erstorbenen Muth der Belagerer wieder anzufeuern. Gleich nach der Eroberung baute Muhamed II. im J. d. H. 858 (1453) eine Moschee als Grabmal des Fahnenträgers des Propheten und

als Weihungstempel osmanischer Herrschaft, indem alle Sultane sogleich nach der Besteigung des Thrones im feierlichen Zuge hieher wallfahrten, um durch die Umgürtung des Schwertes den Besitz der Herrschaft zu ergreifen. Nach dieser Moschee Ejubs wird eine ganze Vorstadt Constantinopels benannt und deren Umfang als heiliger Grund und Boden angesehen, in welchem begraben zu werden dem frommen Moslim ein besonderes Glück dünkt.

8) Als der Prophet zum Bau der Kaaba mithalf, sollen die Spuren seines Fußes im Steine, worauf er stand, eingeprägt, und dieser Stein nach der Eroberung Aegyptens in die Schatzkammer der osmanischen Sultane gebracht worden sein. Hier blieb er lange in einer Kiste unbeachtet liegen, bis er unter Sultan Mahmud (1705) wieder aufgefunden und auf dessen Befehl in der Moschee Ejub zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurde.

9) Quai oder Kai, ein mit Mauerwerk eingefaßtes Ufer, besonders an Häfen.

10) Renegat heißt ein vom Christenthum zum Islam Uebergetretener.

11) Ein großes Hospital für Wahnsinnige in London.

12) Die Prinzen-Inseln, neun an der Zahl, von den Türken die rothen Inseln wegen der rothen Farbe ihrer Gebirge, von den Alten wegen ihrer Naturreize die Inseln der Seligen genannt, liegen im Angesichte Constantinopels auf der asiatischen Seite an der Ausmündung des Bosporus in die Propontis. Den Namen „Prinzen-Inseln" haben sie aber nicht daher, weil die Einwohner wie Prinzen, oder diese darauf ein seliges Leben führten, sondern im Gegentheile, weil dieselben zur Zeit des byzantinischen Kaiserthums ein Verbannungsort entthronter Kaiser und Kaiserinnen (Irene, Zoe, Anna), zu Mönchen und Nonnen geschorner Fürsten und Fürstinnen, geblendeter Minister und Feldherren, kurz der Verbannungsort einer Schaar von Opfern unglücklichen Ehrgeizes waren, welche

bei der herrlichen Lage der Inseln, bei der Milde der Luft, wohl nicht sehr zu bedauern waren, wenn sie sich über die verlornen Güter durch die Schönheit der Natur und die stille Einsamkeit des Klosters schadlos zu halten vermochten. Doch mögen sie ihre Benennung nicht blos von den verbannten Prinzen erhalten haben, da die erste und größte derselben, welche in der Folge den übrigen ihren Namen mittheilte, wegen ihrer paradiesischen Naturreize den Namen der „fürstlichen" (*του Πριγκιπου*) schon viel früher führte, als sie der eigentliche Verbannungsplatz der Fürsten wurde. Kaiser Justinus baute auf dieser vornehmsten Insel, die, noch ehe er den Thron bestieg, ihm eigen gehörte, einen Palast. Vielleicht erhielt sie von ihm, eben weil sie sein Eigenthum war, den Namen der Prinzen-Insel — Prinkipo — wie sie noch heute vorzugsweise heißt.

13) Die Janitscharen (von Jeni-neu, und Tscheri-Mannschaft: neue Truppe) wurden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts von Alaeddin, dem Sohne Osmans, des Gründers der türkischen Macht, errichtet. Alaeddin empfand das Bedürfniß eines stehenden Heeres zum Schutze seines Thrones und errichtete zu diesem Zwecke das Institut der Janitscharen aus gefangenen Christenkindern, die meist zum Islam übertraten. Anfangs auf tausend Mann festgesetzt, wurden sie im Verlaufe der Zeit auf 80,000 vermehrt. Sie waren eine Art Prätorianer und bildeten den Kern des türkischen Heeres.

So furchtbar nun diese Truppe in den ersten Zeiten im Kampfe war, so viele und gewichtige Siege ihr das Vaterland verdankte, so verabscheuungswürdig betrug sie sich in der Folge in Mitte des Friedens. Ihre Brutalität und Zügellosigkeit; ihre ungemessene Verachtung aller fremden Rechte erinnert vollkommen an den Terrorismus der römischen Prätorianer. Wie diese ihre Cäsaren, so setzten auch die Janitscharen ihre Sultane willkürlich ein und ab und brachten dadurch das osmanische Reich an den Rand des Ver-

verbens. Als sie jedoch ihren Uebermuth über alle Schranken zu steigern begannen, ermannte sich endlich Sultan Mahmud und beschloß die gänzliche Vertilgung dieser schrankenlosen Soldateska. Mit einer überlegenen Anzahl getreuer Truppen, meist Kanoniere, ließ er sie am 15. Juni 1826 in ihren Quartieren einschließen und überfallen. In wenigen Minuten ward die wilde und gefürchtete Truppe vernichtet. 20,000 Janitscharen-Leichen sollen den Kampfplatz bedeckt haben.

14) Stolz und eine grenzenlose Ehrsucht zweier unwürdiger Männer, Photius and Michael Cärulareus, welche durch die Intriguen des byzantinischen Hofes widerrechtlich auf den Patriarchenstuhl von Constantinopel gelangten, waren die vornehmste Veranlassung zur Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche. Die Vorwürfe, welche sie der römischen Kirche machten, und welche zum Vorwande der Trennung dienen mußten, sind so kleinlicher Natur, daß selbst Voltaire sagt: „Sonderbare Gründe, um das Morgen- und Abendland zu entzweien." Der drohende Untergang des griechischen Reiches verminderte keineswegs die Abneigung oder vielmehr den Haß der Griechen gegen das Abendland. Denn selbst, als ihnen bereits das Aeußerste drohte, verschmähten sie noch die im Conzil zu Florenz dargebotene Hand zur Versöhnung und somit auch die Hilfe des Abendlandes. Lieber beugten sie ihren Nacken unter das schmähliche Joch der Türken, als daß sie die Hand zur Vereinigung boten.

15) Dieses Gebirgsjoch wird schon seit dem Jahre 1319 bewandert. Im Laufe der Zeit wurde auf demselben ein Hospitium zur Aufnahme der zahlreichen Reisenden eingerichtet und von den ehrwürdigen P. P. Kapuzinern besorgt. Noch in den letzten Kriegsjahren erfüllten diese Väter hier ihren menschenfreundlichen Beruf. Seitdem aber mußten sie einem einfachen Wirthshause Platz machen. Im Jahre 1799 be-

wirtheten sie den russischen Heerführer Suworoff, der sich auf's Freundschaftlichste mit ihnen unterhielt. Der Superior, ein frommer Greis, recitirte dem nordischen Helden, dem Sieger am Rimnik, folgende Verse Virgils:

„Per varios casus, per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium, sedes ubi fata quietas
Ostendunt.“

16) Zweimal wurden die Russen zurückgeschlagen, doch zweimal griffen sie den Feind wieder an, warfen ihn und jagten ihn in das Thal von Urseren hinab. Der Erstürmung des St. Gotthards ging eine Scene voraus, deren Erwähnung für den Leser nicht uninteressant sein dürfte. Der Anblick der bis dahin nie gesehenen riesenhaften Berge mit ihren Eisfeldern, Wasserfällen, Abgründen und Einöden, im Vereine mit dem Mangel jeder Art, der Ermüdung, der Niedergeschlagenheit und dem Gedanken, daß man diese Berge nur im fortwährenden Kampfe mit dem Feinde werde übersteigen können, entmuthigte die Helden an der Trebia und bei Novi — die sonst unerschrockenen Krieger Suworoff's. Ein allgemeines Murren verbreitete sich unter den Soldaten. Einige Regimenter verweigerten sogar ihren Obern den Gehorsam. „Was denkt wohl der Alte (Suworoff war damals 70 Jahre alt) mit uns anzufangen?“ sprachen die Soldaten. — „Er ist ja ganz von Sinnen! Wohin hat er uns geführt!“ Suworoff erfuhr diese Verstimmung der Krieger. Sogleich befahl er, daß die unzufriedenen Regimenter sich en fronte stellen sollen, und mit Staunen sahen die Soldaten, daß vor der Fronte ein Grab gegraben wurde. Bald darauf erschien Suworoff und warf ihnen ihre Insubordination vor. „Ihr schändet mein greises Haupt!“ rief er aus; „ich habe euere Väter zu Siegen geführt, und Ihr . . . . Ihr seid meine Kinder nicht mehr! — Nicht mehr will ich Euer Vater sein! Grabet ein Grab für mich! Legt mich hinein! denn nimmermehr kann

ich meine Schande — Eueren Ungehorsam überleben!" Und nun lief er zum Grabe hin. Die Soldaten brachen in Thränen aus. Ein allgemeiner Ruf: „Vater! Vater! führe uns, wohin Du willst! Nur mit Dir wollen wir Alle sterben!" erscholl in ihren Reihen. Haufenweise umringten sie ihn, sanken vor ihm auf die Kniee, küßten seine Hände und wiederholten ihre Betheuerung. Und in der That! Kein Schrecken des Krieges im Gebirge vermochte von nun an den geringsten Laut der Unzufriedenheit aus ihrer Brust hervorzurufen. Ueber Berg und Thal, über Felsen und Schluchten verfolgten sie den Feind. Nimmer vermochten die wilden Abgründe, die steilen Felsenwände ihren Siegesmuth zu beugen.

17) Ein Gebirgspaß, im Gegensatze zum kleinen St. Bernhard im Piemont, einem leicht ersteigbaren Alpenpaß südlich vom Montblanc, gewöhnlich der große St. Bernhard genannt, und gelegen auf der Grenze zwischen dem schweiz. Canton Wallis und dem sardinischen Aosta-Thale. Der Paß scheint zu Cäsars Zeiten gangbar geworden und damals auch der zugänglichste, der aber über den Splügen der gewöhnlichste Weg über die Alpen nach Italien gewesen zu sein.

18) Furka (furca — zweizackige Gabel) ein Gebirgsstock, nordwestlich vom Gotthard, auf der Grenze zwischen Uri und Wallis gelegen, hat seinen Namen entweder von seinen zwei höchsten Spitzen oder daher, weil das Land, wenn man von ihm herabsieht, einer Gabel ähnlich ist, da die Berge sich auf beiden Seiten wie die Zinken einer Gabel hinziehen. Ueber die Einsattelung der Furka führt eine Straße aus dem Urserenthale nach Wallis.

19) Dieses Thal enthält vier Ortschaften und wird von 1400 Seelen bewohnt, die von der Viehzucht und der Gotthardsstraße sich ernähren. Außer einem kleinen Wäldchen bei Andermatt ist hier kein Baum mehr zu sehen, daher nur Alpenmoos und herbeige-

holtes Holz gebrannt wird. Den Charakter dieses seltsamen Bergthales hat A. W. v. Schlegel in den Alpenrosen für 1812 trefflich geschildert. Seine Schilderung schließt er mit den Worten: „Es ist Einsamkeit, aber ohne Schauer; nicht düster und grenzenlos, sondern wirthlich enge, eine blos verweigernde, nicht drohende Rauhigkeit der Natur."

20) Bei dieser Brücke, im Mittelalter die stäubende Brücke genannt, weil stets von dem zerstäubenden Wasser der Reuß benetzt, fand wohl einer der grauenhaftesten Kämpfe statt, welche die Kriegsgeschichte kennt. Gegen 2000 Russen stürzten hier in den Abgrund und fanden ihren Tod in den wildschäumenden Wogen der Reuß.

21) Bürgeln, ein großes schönes Pfarrdorf, unweit Altdorf am Eingange des Schächenthales gelegen, ist der Geburtsort Wilhelm Tell's, der auch hier als Greis (1354) in dem Schächenbach ertrank, als er ein Kind aus demselben retten wollte. An der Stelle, wo ehemals seine Wohnung gelegen, steht jetzt eine Kapelle.

Am 27. und 28. Sept. des Jahres 1799 führte Suworoff unter großen Drangsalen und unerhörten Anstrengungen seine ermüdete Armee durch das Schächenthal über die Roßberge und den Kinzigkulm auf einem unglaublich steilen, bis dahin nur von Jägern und Hirten betretenen, Felsenpfade in das Muottathal hinab.

22) Grütli Matte oder Rütli, eine kleine steile Wiese, rings vom Walde umgeben, am Fuße des Seelisberges, 640 Fuß über dem See, auf welcher die Stifter der Eidgenossenschaft, Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold an der Halden von Unterwalden erst einzeln, dann mit mehreren Freundeu zusammenkamen und sich am 17. Okt. 1307 durch einen Eid verbanden: nämlich die Freiheit zu behaupten und ihren Nachkommen zu überliefern! Unter Obstbäumen entspringen hier drei

Quellen, nach der Meinung des Volkes auf dem Flecke, wo die drei Stifter der Freiheit gestanden.

Tell's Platte oder Tellensprung ist ein in den See vorspringendes Felsenstück am Fuße des hohen und wilden Ochsenberges. An dieser furchtbaren und bei Stürmen höchst gefährlichen Stelle, wo der See über 600 Fuß tief ist, war es, wo Wilhelm Tell unter dem heftigsten Sturme aus Geßlers Fahrzeug sprang und es in demselben Augenblicke in die Fluthen zurückstieß. 31 Jahre nach Tell's Tode wurde auf diesem Felsenvorsprunge eine Kapelle errichtet — Tells Kapelle —, in welcher alle Jahre zum Andenken des Helden eine hl. Messe gelesen wird.

23) Johannes von Müller, der größte deutsche Geschichtschreiber, wurde geboren zu Schaffhausen 1752 und starb, 57 Jahre alt, 1809 zu Cassel, der damaligen Hauptstadt des von Napoleon gegründeten Königreichs Westphalen, im Dienste des Königs Hieronymus Buonaparte, jetzigen Marschalls von Frankreich. Den Ruhm des größten deutschen Historikers erwarb ihm seine Schweizergeschichte. König Ludwig von Bayern ehrte in neuester Zeit sein Andenken durch ein schönes Monument auf seinem Grabe zu Cassel.

24) Friedrich von Schiller, dessen „Wilhelm Tell" eines seiner vollendetsten Dramen ist.

25) Luzern, in neuester Zeit bekannt aus den Kämpfen gegen die radikalen Freischaaren und als Hauptmitglied des vielgeschmähten Sonderbundes. Als hier im Jahre 1845 die katholischen Urkantone, Luzern an der Spitze, mit vereinten Kräften die radikalen Freischaaren unter Anführung des nachmaligen Bundespräsidenten Ochsenbein vernichtet hatten, schlossen sie einen festen Bund zur gemeinsamen Abwehr der Brutalität und Willkühr, zum Schutze ihrer Religion und Freiheit gegen die schmählichen Angriffe des Radikalismus. Dieser zur Nothwehr geschlossene Bund wurde 1847 im sogenannten Sonderbundskriege durch eine gewaltthätige Uebermacht gesprengt und dessen

Glieder im Namen der Freiheit zur Schmach unserer vielgepriesenen civilisirten Welt auf die empörendste Weise mißhandelt. Wahrlich, ganz geeignet, das Glück der freien (?) Schweiz zum Gegenstande der Bewunderung zu machen!

26) Massena erfocht diesen Sieg über die Russen und über die Oestreicher unter Hotze am 25. Septbr. 1799 in einem so entscheidenden Augenblicke, daß einen Tag später für ihn der Sieg so zu sagen eine Unmöglichkeit gewesen wäre. Schon stand Graf Suworoff-Rimnikski, nachdem er unter bis dahin nicht erhörten Anstrengungen und Kämpfen auf eisigen Felsenkuppen, schauerlichen Abgründen und Schluchten den Gotthard überstiegen, das Urnerloch und die Teufelsbrücke passirt hatte, an den Ufern des Vierwaldstädtersees, auf dem Punkte, sich mit Hotze und Korsakoff zu vereinigen. Eine furchtbare Unternehmung bedrohte Frankreich. Nachdem bereits fast ganz Italien durch die Niederlage Macdonalds an der Trebia (auf demselben Platze, wo Hannibal die Römer besiegte), Joubert's und Moreau's bei Novi für es verloren war, sollte nun auch die Schweiz, sein Hauptbollwerk, so oft angegriffen und immer so hartnäckig vertheidigt, in wenigen Tagen durch die Anstrengung dreier verbündeter Armeen überwältigt werden. Am 26. Septbr. sollten die kombinirten Operationen gegen die franz. Armee beginnen, als ein treuloser Adjutant, der zwei Tage zuvor zum Feinde übergegangen war, diesem den ganzen Angriffsplan verrieth. Massena kam nun zuvor, griff die feindlichen Corps, bevor diese noch ihre Vereinigung bewerkstelligen konnten, ohne Verzug und mit solchem Nachdruck an, daß das kühne Unternehmen mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt ward. Dieser unerwartete Sieg Massena's hatte zur Folge, daß die Russen den Kriegsschauplatz gänzlich verließen und in ihr Vaterland zurückkehrten.

Massena wurde 1762 zu Nizza von niedrigen Eltern geboren, trat als blühender Jüngling in die

Armee und avancirte schnell vom gemeinen Krieger zu einem tüchtigen General. Als solcher trug er viel bei zu Napoleons glorreichen Siegen in den Jahren 1795 und 1796. Als Napoleon die Kaiserwürde annahm, erhielt er den Titel eines Reichsmarschalls und nahm in dieser Eigenschaft fast an allen Feldzügen des Kaiserreichs den thätigsten Antheil. Im Jahre 1814 erklärte er sich zu Toulon für Ludwig XVIII., trat aber nach Napoleons Rückkehr von Elba auf's Neue zu diesem über. Von Ludwig XVIII. deshalb nicht wieder angestellt, stand er im Begriffe, nach Amerika auszuwandern, als ihn im April 1817 der Tod überraschte.

27) Wer Gelegenheit hat, dieses großartige Schauspiel der Natur zu beobachten, und Schillers schöne Ballade „Der Taucher" gelesen hat, wird sich dabei unwillkürlich an jene Strophen erinnern, welche die so lebendige und meisterhafte Schilderung der Charybdis enthalten. Wir lassen diese Strophen folgen:

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wolle das Meer noch ein Meer gebären."

„Doch endlich da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaume
Klaft hinunter ein gähnender Spalt
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen."

28) Die Benediktiner-Abtei Dissentis auf dem waldbewachsenen Berge Bakaraka, 4000' über dem Meere, oberhalb des Fleckens Dissentis, Hauptort des gleichnamigen Hochgerichts, wurde von Placidus Toparcha

aus dem nahegelegenen Trons gegründet, welcher dem im Jahre 614 hieher in eine Höhle geflüchteten Benediktinermönche Siegebert, einem Schüler des heil. Columban und Mitschüler des hl. Gallus, Liegenschaften schenkte. Der deutsche Kaiser belehnte die Abtei mit der Herrschaft über den ganzen Bezirk (il desiert, wovon Dissentis) und das Urserenthal. Die Abtei sammt dem Flecken wurde 1799 von den Franzosen eingeäschert, seitdem aber wieder neu hergestellt. Der Abt ist das erste Mitglied des Hochgerichts, eine Ehre, die ihm nach folgender geschichtlichen Thatsache mit Recht gebührt. Um sich gegen die Ausartungen des Feudalsystems und die Anmaßungen der Willkühr zu schützen, waren die Aeltesten der verschiedenen Gemeinden in einer waldigen Gegend bei Trons heimlich zusammengekommen, um das Beste des Vaterlandes zu berathen. Ihre Forderungen waren so mäßig und gerecht, daß selbst ein großer Theil ihrer Herrschaften der Verbindung beitrat. Als Hauptbeförderer dieser Vereinigung nennt die Geschichte den Abt zu Dissentis, Johann Pultinger, Hans Brunn von Rhäzüns und Hans von Sax. Im Jahre 1424 wurde von diesen Herren und dem Volke unter einem Ahorne ein sogenannter Bund beschworen. Die Gemeinden, welche daran Theil genommen, bilden heutzutage den bündnerischen obern oder sogenannten grauen Bund. Zum Andenken an dieses Bündniß wurde neben dem Ahornbaume eine Kapelle gebaut, und daselbst der Bund alle 10 Jahre — zum letzten Male 1778 — feierlich erneuert.

29) Macdonald bewerkstelligte diesen Zug von Graubündten nach Italien am 1. Dez. 1800, zwei Tage vor der Schlacht bei Hohenlinden, um in Vereinigung mit Massena, der seit der Schlacht bei Marengo am 14. Juni 1800 den Oberbefehl über die italienische Armee führte, die Oesterreicher von den Ufern des Mincio und der Etsch zurückzuwerfen. Der Zug war um so mühe- und gefahrvoller, als bereits der rauhe

Winter eingetreten war, und nur ein schmaler Saumpfad über das 6000 Fuß hohe Gebirgsjoch führte, denn die neue Kunststraße ist erst seit 1823 angelegt. Ein großer Theil des Heeres erlag der rauhen Jahreszeit und dem Mangel an hinreichenden Lebensmitteln, sowie die häufigen und gewaltigen Lavinenstürze oft ganze Abtheilungen in den Schneemassen begruben.

Macdonald, aus einem hochschottischen Geschlechte stammend, wurde 1765 in Frankreich geboren, nahm als 19jähriger Jüngling Kriegsdienste und avancirte in der französischen Revolutionsarmee schnell zum General. Sein großes Feldherrntalent bewährte er unter Pichegru in Holland und unter Bonaparte in Italien, wenn er gleich dem erfahrneren und in Siegen ergrauten Suworoff an der Trebia erliegen mußte. In der Schlacht bei Wagram verdankte ihm Napoleon den Sieg, worauf er zum Marschall von Frankreich erhoben wurde. Im Jahre 1814 wirkte er bei Kaiser Alexander viel zu Gunsten Napoleons, huldigte hierauf der Restauration und lebte von da an wenig bemerkbar.

30) Dieses Thal, östlich von Chur gelegen, erhielt seinen Namen nach der übereinstimmenden Meinung der Geschichtschreiber von einigen oberwalliser Jägern des Freiherrn von Vatz, welche diese Gebirgs-Landschaft entdeckt und ihr den Namen Davos, d. h. dahinten, hinter den Bergen, beigelegt hatten.

31) Dieses Gebirgsjoch hat seinen Namen von der südlich an der Adda gelegenen lombardischen Stadt Bormio oder Worms. Auch heißt es, besonders bei den Italienern, das Stilfserjoch vom Dorfe Stilfs.

32) Philippine Welser, geboren 1530, gehörte der sehr berühmten, nun aber ausgestorbenen Patrizierfamilie der Welser zu Augsburg an. Die Genealogen leiten den Ursprung dieses Geschlechtes sogar von Justinian's großen Feldherrn Belisar ab. Belisar's Nachkommen sollen in's Walliserland geflohen sein, woher sich, als sie später nach Augsburg zogen, ihr nach-

heriger Name Welser aus Walliser entwickelt haben soll. Jedoch das mögen Träume eines Genealogen sein. Von Kaiser Otto I. wurde ein Julius Welser wegen seiner im Kriege gegen die Ungarn geleisteten Dienste zum Ritter geschlagen. Sein Sohn Octavian ließ sich in Augsburg nieder, und von ihm stammt das berühmte reiche Geschlecht, dessen Glieder die höchsten und wichtigsten Ehrenstellen sowohl des Reiches als ihrer Vaterstadt Augsburg bekleideten. Gleich den Fuggern waren die Welser im Besitze der reichhaltigsten und einträglichsten Bergwerke. Die Flaggen ihrer Handelsschiffe wehten auf allen Meeren und führten ihren Besitzern unermeßliche Reichthümer zu. Bartholomäi Welser, Geheimrath Karls V., schoß diesem die ungeheuere Summe von 12 Tonnen Goldes vor, rüstete 8 Schiffe aus und eroberte damit das reiche Venezuela in Südamerika. Die Nichte dieses Bartholomä Welser ist unsere berühmte Philippine Welser. Sie hatte von ihrem Vater eine ausgezeichnete Erziehung genossen und vereinigte mit den außerordentlichen Reizen des Körpers die reinste und schönste Seele. Als sie der junge Ferdinand, Sohn des nachmaligen Kaisers Ferdinand I., bei Gelegenheit des großen Reichstages zu Augsburg 1548 sah, regte sich in ihm ein so heftiges Verlangen nach ihrem Besitze, daß er sich entschloß, sie insgeheim zu ehelichen. Ferdinand's Vater war zwar über diese ohne sein Vorwissen geschlossene Mißheirath auf's Aeußerste aufgebracht, wurde aber später durch Philippinen's hohe Tugend und eine fromme List derselben versöhnt und kannte nunmehr die Ehe als rechtsgültig an. Die tugendhaften Gatten verlebten ihre Ehe, welche im ungetrübten Glücke 30 Jahre dauerte, größtentheils zu Innsbruck und auf dem nahen Schlosse Ambraß.

Philippine starb zu Innsbruck 1580 im Rufe der Heiligkeit. Von ihren beiden Söhnen, Andreas und Karl, wurde der Eine Kardinal, der Andere zeichnete sich als Krieger und Feldherr aus, starb aber

ohne Nachkommen. Siehe Hormayrs Taschenbuch von 1818.

33) Andreas Hofer wurde 1767 zu St. Leonhart im Passeyrthale im dortigen Wirthshause auf dem Sande geboren und als nachheriger Besitzer desselben gewöhnlich der Sandwirth Hofer genannt. Er leitete im Jahre 1809 den Aufstand des Tyroler Landvolkes zu Gunsten Oesterreichs und stellte sich, als er die feindlichen Heere aus dem Lande vertrieben, an die Spitze der Landesverwaltung. Nach der Schlacht bei Wagram mußte aber Tyrol von Oesterreich aufgegeben und an Bayern überlassen werden. Hofer widersetzte sich zwar mit Waffengewalt der Ausführung dieses Friedenstraktates, mußte aber der Uebermacht weichen und sich unterwerfen. Da er sich nun verleiten ließ, aufs Neue die Waffen zu ergreifen, wurde er, in Gefangenschaft gerathen, am 20. Februar 1810 zu Mantua füsilirt. Seine Familie wurde in der Folge in den österreichischen Freiherrnstand erhoben.

34) Eine Sage, welche sich noch in diesem Thale erhalten hat, läßt seine Bewohner mit denjenigen von Uri, Schwyz und Unterwalden von einer Einwanderung aus Norden herstammen. Im grauen Alterthume soll im Lande der Schweden und Friesen eine drükkende Hungersnoth entstanden sein, welche einen Theil der Bevölkerung zur Auswanderung zwang. Gegen 8000 Schweden und Friesen sollen an dem Rhein heraufgezogen sein und sich endlich in den Gebirgsthälern der Reuß und der Aar niedergelassen haben. Von ihrem Anführer Hasius oder auch von dem Lande Hasius, aus welchem ihr Anführer Resti stammte, leitet sich der Name Hasli ab. Merkwürdiger Weise haben mehrere schwedische Reisende in der Bauart der Häuser, in Sitten und Gebräuchen und selbst in der Sprache Aehnlichkeit mit denen ihres Vaterlandes gefunden. Einige Geschichtschreiber finden in diesem Volksstamme Ueberreste der von Marius besiegten Cimbern. Nach Andern soll Karl

der Große sächsische Stämme hieher verpflanzt haben. Jedenfalls ist aber auch bemerkenswerth, daß im siebenten Jahrhundert und auch noch später der benachbarte Thunersee lacus vandalicus — Wendensee — genannt wurde.

35) Bern wurde 1192 von Berchthold V., Herzog von Zähringen, gegründet. Als nämlich nach dem Tode Rudolphs III. 1032 das kleinburgundische Reich sich auflöste, kam der nordwestliche Theil der Schweiz wieder an das deutsche Reich. Das Land verwalteten im Namen des Kaisers die Herzoge von Zähringen, welche mit aller Gewalt das kaiserliche Ansehen über den einheimischen Adel zu befestigen suchten. Um zur Ausführung seiner Pläne einen festen Standpunkt zu haben, baute Herzog Berchthold IV. 1179 die Stadt Freiburg. Als der Adel die immer mehr um sich greifende herzogliche Macht mit Waffengewalt zu beschränken suchte, wurde er 1191 von Berchthold V. besiegt und zur Anerkennung der herzoglichen Gewalt gezwungen. Berchthold legte unmittelbar nach diesem Siege auf einer von der Aar gebildeten Erdzunge den Grund zu einer neuen Stadt, welche von einem bei der Auswahl des Platzes erlegten Bären den Namen „Baern" erhalten haben soll. Nach Erlegung des Bären soll der Herzog ausgerufen haben: „Es ist eine gute Vorbedeutung. So wie der Bär das mächtigste Thier des Landes ist, so wird auch die Stadt unter ihren Nachbarn mächtig und gefürchtet werden.„ Bekanntlich führt noch heutzutage die Stadt Bern einen Bären in ihrem Wappen.

36) Das Collegium sammt dem Pensionate, welches über 400 Zöglinge zählte, wurde im Jahre 1847 nach der Einnahme Freiburgs geschlossen. Die ehrwürdigen Väter, welche seit 1818 nur segensreich in Freiburg wirkten, wurden gewaltthätig ihres Eigenthums beraubt, wie gehetztes Wild über die Grenze getrieben.

Seitdem sind Freiburgs Bürger die Heloten des Radikalismus.

37) Die penninischen Alpen, die sich vom großen St. Bernhard bis zum Simplom ausdehnen, haben ihre Benennung von Jupiter Penninus, welcher auf der Scheidecke des Mons Penninus (St. Bernhardsberg) in einem Tempel verehrt wurde. Siehe Livius lib. XXI. cap. 38: Ab eo, quem in summo sacrarum vertice Penninum montanum appellant. Daher mag der große St. Bernhard seinen Namen Mons Jovis und späterhin Mont-Joux erhalten haben, den er bis in's achte Jahrhundert führte. Noch jetzt wird er bisweilen so genannt.

38) Wenn der Kropf mit Blödsinn und einem diesem entsprechenden Aeußeren verbunden ist, so nennt man solche Menschen, die körperlich und geistig auf einer gleich niederen Stufe stehen, in Wallis und Savoyen Cretinen (das romanische cretina — elendes Geschöpf), in Piemont Marons, im Salzburgischen Fere, in Steiermark Trotteln und Gecken, am Ostabhang der Pyrenäen Cagots. (Schnurrer).

39) Bonaparte bewerkstelligte seinen Zug über den St. Bernhardspaß vom 15. bis 21. Mai 1800. Wenn dieser Zug auch nicht so bemerkenswerth ist, als Alpenübergang, so bleibt er doch bewunderungswürdig als Kriegsoperation. Dadurch ward Oesterreich die mühsam errungene Siegespalme in der Schlacht bei Marengo wieder entrissen.

40) Daß Hannibal nicht über den großen St. Bernhard, sondern über die cottischen Alpen in die campos circumpadanos hinabgestiegen sei, dürfte jetzt außer Zweifel sein, wenn gleich mehrere Stellen der alten Klassiker dagegen zu sprechen scheinen. Gestützt auf diese Stellen glaubten Einige sogar die Benennung der penninischen Alpen von den Puniern ableiten zu dürfen.

41) Nach Einigen soll das Hospiz schon im neunten Jahrhundert bestanden haben. Zuverlässiger jedoch

ist, daß dasselbe erst 962 vom heil. Bernhard de Menthon, einem savoy'schen Edelmanne, gestiftet worden sei. Bernhard stand dem Hospiz und dem damit verbundenen Kloster 40 Jahre als Abt vor. Seine aufopfernde Menschenliebe zu ehren, werden seitdem die beiden höchsten Spitzen jener Gebirgskette nach seinem Namen benannt. Einige wollen diese Benennung von Bernhard, Oheim Karls des Großen, ableiten. Durch ein Spiel des Zufalls führt ein Felsen in der Nähe des Klosters schon seit Jahrhunderten den Namen Marengo, und verherrlicht so gleichsam die Folge jenes Uebergangs der Franzosen. Bonaparte ließ dem bei Marengo gefallenen General Desaix in der Kirche des Hospitiums ein Denkmal von weißem Marmor setzen und zwei lateinische Inschriften zum Gedächtniß seines Uebergangs errichten.

42) Wir erinnern hier den Leser an Mathissons poetische Beschreibung dieser Gestade in seinem lieblichen Gedichte „Der Genfersee".

43) Die Benennung alpes graiae — griechische Alpen — erhielt dieser Gebirgszug bei den Alten zum Andenken an den Uebergang des Herkules über denselben.

44) Die cottischen Alpen, welche Frankreich von Italien trennen, verdanken diesen ihren Namen dem König Cottius, welcher zu Zeiten des Augustus hier ein kleines Reich beherrschte. Als Augustus die den Römern feindlichen Gebirgsvölker bekriegte, schloß dieser Cottius mit ihm ein Freundschaftsbündniß und wurde dafür im unabhängigen Besitze seines Reiches gelassen. (Ammianus Marcel. 15. 10. Plinius A. N. III. 203. 24.) Erst nach dem Tode seines Sohnes Julius Cottius machte Kaiser Nero das Land zur römischen Provinz (Suet. vit. Ner. 18,)

45) Von diesem höchst romantischen Thale hat uns u. A. auch unser größter vaterländischer Dichter Göthe eine meisterhafte poetische Schilderung hinterlassen.

46) Die Benennung „lepontische Alpen" wird von der

Völkerschaft der Lepontier abgeleitet, welche vor Alters diese Berge bewohnten.

47) „Borromäische Inseln" heißen sie, weil sie ein Besitzthum der gräflichen Familie der Borromäer sind. Diese Inseln waren nackte Felsen, bis die Grafen Vitaliano und Renato Borromaeo im Jahre 1671 anfingen, sie mit fruchtbarer Erde bedecken zu lassen und zu den heute viel gepriesenen paradisischen Inseln machten. Merkwürdig ist die erzene kolossale Statue des hl. Carlo Borromaeo am Gestade des See's bei Arona, die größte in Europa, vier bis fünf Stunden weit sichtbar, 112 Fuß hoch mit dem Piedestal aus Granit, welches allein 46 Fuß hoch ist. Man kann sich bequem in die Nasenlöcher setzen. Sie wurde 1697 errichtet. Das berühmte kolossale Erzbild der Bavaria zu München, 1850 enthüllt, 90 Fuß hoch, übertrifft sie jedoch nur an Höhe, nicht aber an Kunstwerth, indem jenes aus Erz gegossen, diese nur mit dem Hammer aus Erz getrieben ist.

48) Die Eidgenossenschaft, welche bei Truns begründet worden, heißt wegen des Gebirges der obere oder graue Bund; nachmals kam von ihr dem ganzen Volke der drei rhätischen Unionen*) der Name der Graubündner, weil in uralten Zeiten die höchsten Alpen die grauen genannt werden mochten (Alpes graiae, campi canini sind wohl so zu erklären), oder weil, wie in andern Gegenden der Schweiz, dieses Volk sich nach eigenthümlicher Farbe kleidete, welche die graue gewesen, oder es deutet der Name auf das graue Alter des rhätischen Urstammes, der das Bündniß gestiftet.

*) Die beiden etwas später begründeten Unionen, welche 1471 bei dem Dörflein Vazerol mit dem oberen oder grauen Bunde einen Verein schlossen, sind der Gotteshausbund, so benannt, weil von den Unterthanen des Hochstiftes Chur begründet, und der Zehngerichte-Bund von den Unterthanen des Grafen von Toggenburg.

49) Lange verehrte man, sagt Ebel in seinen Reisen, an dieser Kapelle die Hauptbeförderer des Bundes, den

weißhaarigen, graubärtigen Freiherrn von Sar, bis fast auf den Gürtel sein Bart, edel die Züge, groß die Gestalt, am breiten Gurt sein langes Schlachtschwert und den knotigen Stab, auf welchen er sich stützt; fast so, jünger nur, die Brüder von Razüns; den Hochwürdigsten Abt von Dissentis. Auf der nahen Wiese von Tavanosa bemerkt man auch in den Ritzen der Felsen die Nägel, an die die Vorsteher der Gemeinden ihre Brodsäcke befestigten, da sie bei der Quelle lagernd den mitgebrachten Vorrath verzehrten. — An der Decke der Kapelle ist u. A. auch der Spruch zu lesen: **Ubi spiritus Domini, ibi Libertas.** Ueber einem Gemälde, welches den Schwur der ersten Bundesbrüder darstellt, stehen folgende altdeutsche Reime:

„Beglükt ist geweßt diß Jar
Für vns zu warrer Freüd
Indem es vns gebar
Die Unabhängigkeit
Wofür geweßt besorgt
Sind vnsre thüre Ahnen
Und haben keck geborgt
Gut Ehr und Leben zsammen
Um sich der Tyranney
Vor immer los zu winden
Hier neben siehst du drey
Hier unter dieser Linden
Wie sie mit Härz und Mund
Mit ausgestreckter Hand
Beschworen jenen Bund
Der Graue wird genannt
Auf Gott und Gwissen sehn
Mit Hilf und Rat und Werk
Einander beizustehn
Dis war ihr Augenmerk
Von Vögten wurds regiert
Das Land und arg geplagt
Das Volk war ruinirt

Fast Alles war verzagt
Es war ein Tyranney
Man durft sich gar nicht klagen
Das Volk zu machen frey
Wollt Pündten muthig wagen
Es ging die Tyranney
Und Sklaverey verloren
Sobald die Häupter drey
Zusammen hatten geschworen
Es bruechte Heldenmuet
U unzertrennlich Gspannen
Zur wagen Leib und Bluet
Es bruechte vnsre Ahnen
Von ihrem Freyheitsbund
Sind wir im warren Genuß
Wies sunst mit Uns noch stund
Mach jeder selbst den Schluß."

**50)** Harald Haarfagar (Schönhaar) war der Sohn des schwarzhaarigen Halfdan, der im Südosten Norwegens herrschte. Gleich den Königen Schwedens leitete er sein Geschlecht von Yngwe-Frey, einem Enkel Odins, her, weshalb beide Königsgeschlechter sich Ynglinger nannten. Harald Haarfagar war der erste König, der über das gesammte norwegische Land gebot. Zuvor zerfiel Norwegen in mehrere Gebiete oder Fylken (Völkerschaften), welche ihre eigenen unabhängigen Könige oder Jarls hatten. Harald, der von seinem Vater Halfdan, dem Schwanen Agda, ebenfalls nur eine kleine Herrschaft ererbt hatte, schien Anfangs mit seinem väterlichen Erbe zufrieden zu sein: als indeß die schöne Gyda von Hadaland, um die er warb, erklärte, daß sie nur einem König von ganz Norwegen die Hand reichen würde. Er schwur nun, seine blonden Haare nicht eher schneiden zu lassen, als bis er Gyda's Begehren erfüllt hätte. Nach zehn Jahren heißen Kampfes mit seinen Nachbarn beugte sich das ganze Norrge unter seinen Scepter, und Gyda wurde sein. Sein Königssitz ward

das alte ehrwürdige Trond (Drontheim) und er gebot mächtig im Lande. — Aber die Strenge, womit er seine Herrschaft führte, und die Beschränkungen von Freiheiten, die sich mit der Einheit des Reiches nicht vertrugen, machten einen großen Theil seiner Vasallen mißvergnügt. Viele Normannen verließen ihr Vaterland und ließen sich anderswo nieder oder trieben Seeräuberei. Harald brachte es aber dennoch dahin, daß der Geschichtschreiber Norwegens sagen konnte, „der König hatte Freude an seinen Unterthanen und die Unterthanen an ihm, das Reich aber an Beiden." Als er siebenzig Jahre alt war, theilte er sein Reich unter seine Söhne, sich selbst behielt er das Oberkönigthum vor, in welchem ihm sein ältester Sohn Erich folgen sollte. Drei Jahre vor seinem Tode trat er dasselbe an Erich ab. Er starb, 83 Jahre alt, um das Jahr Christi 936.

51) Rolf oder Rollo, ein Sohn Harald Haarfagars, dessen Wuchs so groß und stark war, daß ihn kein Pferd tragen mochte und man ihn nur den Gänger Rolf nannte, schiffte um das Jahr 876 nach Frankreich und kriegte sich dort durch die Waffenarbeit von mehr als einem Menschenalter bis zum ersten Herzog der Normandie und dem furchtbarsten Vasallen Frankreichs hinauf. Rollo trat hierauf zum Christenthume über und nahm in der heiligen Taufe den Namen Robert an (911). Von ihm stammt Wilhelm ab, welcher England eroberte, von ihm der berühmte Tankred, der im 12. Jahrhundert von der Normandie aus Neapel und Sicilien sich unterwarf.

52) Die Seekönige, welche oft über mehrere Kriegsschiffe geboten, waren eigentlich nur Häuptlinge von Seeräubern, zahlten als solche wohl auch dem Oberkönig Tribut oder gehorchten als eigentliche Freibeuter auch Niemandem.

53) Unter Jarl Hakon's Regierung um das Jahr 980 wurden die Norweger, welche in Island wohnten, Entdecker des Welttheils, der von späteren Entdeckern

Amerika genannt ist. Erich der Rothe (Rufus) kam von Island an ein Land, welches er das grüne hieß, weil es grün bewachsen war, und er ließ sich dort nieder; es folgten nicht Wenige bald seinem Beispiele. Sie fanden in Grönland Menschenwohnungen und Bruchstücke von Kähnen und Steinarbeit, aber keine Bewohner mehr. Einen andern Küstenstrich nannten die Entdecker Winland (Weinland) von den wilden Weintrauben, die sie dort in Menge fanden. Sie hatten dort mit Eingebornen zu kämpfen, welche auf Lederböten heranfuhren und sie mit ihren Pfeilen plagten. Noch andere Küstenstriche zwischen Grönland und Winland erhielten ebenfalls ihre Namen.— Nach den Muthmaßungen der Herausgeber der Antiquitates Americanae fanden die Isländer das Gimungacap ihrer Mythologie, den gähnenden Schlund im Norden, der aus dem Ocean kömmt, voll Eises und Ungewitters am Eingange der Davisstraße und Baffinsbay; ihr Großhelluland war die Küste vom Kap Walsingham südwärts bis gegen Neu-Foundland. Neu-Foundland selber war Klein-Helluland. Markland hieß Nieder-Canada, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland. Das Land noch südlicher bis an die Chesapeakebay wird für das berühmte Winland gehalten, zumal noch jetzt auf Rhode-Island der wilde Wein im Ueberflusse wächst. Endlich will man Groß-Irland, auch Weißer-Männer-Land genannt, in den beiden Carolinas wieder finden und bis an die Südspitze von Florida ausdehnen.

54) Was die Troubadours, von ihrem Vaterlande und der Provenzalsprache die Provenzalen genannt, für Südfrankreich, das waren die Skalden ohngefähr auch für den skandinavischen Norden. Skalde wie Troubadour bedeutet einen Dichter. Wie die Troubadours vorzugsweise an den Höfen der Fürsten und Reichen ihre zarten und süßen Lieder sangen, so hatten auch die nordischen Könige und Helden stets ihre Skalden um sich und hielten sie hoch in Ehren. Der

Gesang jener wie dieser war ein durchaus nationaler und volksmäßiger. Ihre Lieder, besonders die der Skalden, wurden auswendig gelernt und im Volke gesungen. Die Skalden nahmen den Stoff zu ihren Gesängen aus der Heldengeschichte ihrer und der nächstverflossenen Zeit, nur bisweilen aus der nordischen Mythologie, so daß sie nicht blos Dichter im eigentlichen Sinne, sondern auch Geschichtschreiber waren. Ihren geschichtlichen Werth würdigt Norwegens Geschichtschreiber Snorre Sturleson, wenn er u. A. sagt: „Das ist die Weise der Skalden, zu loben Den am meisten, vor dem sie sind; aber keiner würde das wagen, zu sagen ihm selbst Werke von ihm, von denen Alle, die sie hörten, wüßten, daß sie loses Zeug wären und Dichtung. Das wäre Hohn und kein Lob." Uebrigens waren die Skalden nicht blos mit dem Gesange beschäftigt, sie waren zugleich auch Krieger und Staatsmänner. Der berühmteste aller nordischen Skalden war der Normann Eywind Skaldaspillir, er war der Skalde Hakon's des Guten, Sohn Haarfagars, und besang in dem vortrefflichen Hakonsliede dessen Kampf gegen Harald Graafell Erichsson, in welchem Hakon den Heldentod starb (950).

55) „Aeltere Edda" pflegt man eine Sammlung mythologischer und epischer Lieder mit prosaischen Zwischenreden zu nennen, auch wohl die poetische oder von ihrem angeblichen Sammler, dem Isländer Sämund Sigfusson (geb. 1056) die Sämundische Edda, Alles im Gegensatze gegen die sogenannte jüngere, welche in Prosa abgefaßt ist und wohl mit Unrecht dem Snorre Sturleson (geb. auf Island 1178) zugeschrieben wird. „Aelter" heißt die Sammlung wohl insofern, als die meisten in ihr enthaltenen Lieder früher entstanden sein müssen als die Haupttheile der s. g. prosaischen (Snorre's-) Edda, deren Text mit Belegstellen aus diesen Liedern verbrämt ist. „Poetisch" mag sie im Gegensatz zur jüngern nur insoweit hei-

ßen, als letztere von den eingewebten poetischen Belegstellen abgesehen in Prosa verfaßt ist.

Dem Inhalte nach beziehen sich die Eddalieder theils auf Götter, theils auf die Helden des Nordens, weshalb man einen mythologischen und epischen Theil, Götter- und Heldensagen, zu unterscheiden pflegt. Sie sind mit wenigen Ausnahmen so alterthümlich, daß sie aus christlicher Zeit nicht herrühren können.

Wiewohl wir diese Liedersammlung den Isländern verdanken, so werden die alten Eddalieder überhaupt doch nicht auf Island gedichtet sein: den Isländern gebührt nur das Verdienst der Erhaltung und Aufzeichnung; sie brachten sie schon aus ihrem Mutterlande Norwegen mit hinüber.

Die jüngere Edda ist ein Werk der christlichen Zeit und in ihrer Beziehung auf die ältere ein Commentar derselben, indem darin die Hauptlehren des nordischen Götterglaubens, sei es zur Erinnerung sei es zum Verständniß der Dichtkunst, in Erzählungen zusammengestellt und erklärt sind.

Die Benennung „Edda" bedeutet nach Snorre Aeltermutter, und es ist ganz im Sinne des Alterthums, daß die Urgroßmutter dem Kreis ihrer Kinder und Enkel von der Vergangenheit Kunde thut. In diesem Sinne kommt aber der Name „Edda" mehr der jüngern Edda zu, als einer christlichen Erinnerung an den alten heidnischen Aberglauben. — Nach Andern bedeutet „Edda" Poesie oder eine Zusammenstellung (edita carmina) von poetischen Erzeugnissen.

Die Edda, die ältere und die jüngere, nebst den mythischen Erzählungen der Skalda hat in neuester Zeit Karl Simrock übersetzt und mit Erläuterungen begleitet. Das Buch erschien im Cotta'schen Verlag **1851.**

**56) „Heimskringla" (von dem isländ. Heimr — Heimath, unser heim, und Kringla-Kreis) ist der Titel der Geschichte der norwegischen Könige, verfaßt von dem gelehrten Isländer Snorre Sturleson, welcher**

1218 nach Norwegen kam, wo er von dem mächtigen Jarl Skula ehrenvoll aufgenommen ward. Die Heimskringla ist die wichtigste Quelle der ältesten nordischen Geschichte und im Allgemeinen ein treuer Spiegel des nordischen Lebens. Da aber die Quellen, welche Snorre, wenn auch mit kritischer Auswahl, benutzte, immerhin nur Sagen und Lieder waren, so wird auch das Mangelhafte der Heimskringla in Ansehung der geschichtlichen Wahrheit nicht verkannt werden können. Doch wird sie für nordische Geschichte und Alterthumskunde immer ungemein wichtig bleiben.

Was die Zeit von Snorre's Aufenthalt in Norwegen betrifft, dem wir seine Geschichte der norrischen Könige verdanken, so herrschte damals über Norwegen Hakon V., genannt der Alte, Sohn Hakon IV., und Enkel Sverrirs. Dieser Sverrir war ein abtrünniger Priester und der Sohn eines Kammmachers, er hatte sich theils durch List, theils durch Gewalt der norwegischen Krone zu bemächtigen gewußt. Von ihm, dessen Geschlecht übrigens eine Reihe kraftvoller Könige aufweist, stammt der jetzt regierende König von Dänemark, Friedrich VII., durch seine Großmutter von väterlicher Seite, die Prinzessin Sophia Friederika von Mecklenburg, in gerader Linie ab.

57) Olaf II., der Heilige, ist ein Sohn des Unterkönigs Harald Gränske's, Urenkel Harald Haarfagars und ein naher Anverwandter seines Vorgängers in der Regierung Olaf I. Tryggveson. Seine Ahnenreihe ist folgende: Harald Haarfagar — Biörn — Gudrod — Harald Gränske — Olaf.

Als Olaf 15 Jahre alt war, erhielt er von seinem Stiefvater Sigurd ein wohlausgerüstetes Kriegsschiff, mit dem er als Seekönig auf Abenteuer und Beute ausfuhr. Im Jahre 1019 kehrte er nach Norwegen zurück und wurde daselbst, nachdem König Erich todt war, als König ausgerufen. Er umgab seinen Thron mit wahrhaft königlichem Glanze und suchte auf jede

Weise das Christenthum in seinem Reiche auszubreiten und zu befestigen. Da er hiebei mit einiger Härte verfuhr, zog er sich von Seite der Heiden bittern Haß zu. Als der Dänenkönig Kanut ihn mit Krieg überzog, verweigerten sie ihm den Gehorsam, so daß er vor den Dänen zu den Schweden flüchten mußte. Er kehrte zwar an der Spitze eines christlichen Heeres wieder zurück, verlor aber in der Schlacht bei Drontheim (1030) Thron und Leben. Ein von dem König beleidigter Schiffszimmermann hieb ihm nämlich in der Hitze des Kampfes mit seinem Beile in das linke Knie. Von dem Schmerze dieser Wunde übermannt, warf Olaf das Schwert weg und betete, indem er sich an einen Stein anlehnte, um einen seligen Tod. In diesem wehrlosen Zustande wurde er erschlagen. Um seinen Leichnam den Mißhandlungen seiner Feinde zu entziehen, begrub ihn ein christlicher Bauer heimlich in seinem Gehöfte. Gott verherrlichte aber seinen Diener durch Wunderthaten, die an seinem Grabe geschahen, so daß bald der ganze Norden Europa's Olaf als Heiligen verehrte und ihm Kirchen baute. Sein Leichnam, der bei seiner Ausgrabung noch unverweßt war, wurde später nach Drontheim gebracht und daselbst feierlich in der St. Olafskirche beigesetzt. Im Jahre 1164 wurde Olaf zum Schutzheiligen Norwegens erhoben. —

58) Olaf I. Tryggveson war ein Urenkel Haarfagars. Sein Vater Tryggve ward von den Söhnen Erichs, genannt die Blutaxt, gefällt. Tryggve's Gemahlin Astrid wollte sich mit dem kleinen Olaf an den Hof des russischen Großfürsten von Kiew flüchten, wo ihr Bruder Sigurd in großem Ansehen und Würden stand, fiel aber in die Hände von Seeräubern, welche Mutter und Sohn trennten, Astrid an einen norwegischen Seefahrer, den jungen Olaf aber an einen Esthländer verkauften. Olaf wurde von seinem Oheim Sigurd, der zur Erhebung des Tributs nach Esthland kam, erkannt und losgekauft. Sigurd nahm ihn an den

russischen Hof und ließ ihn daselbst sorgfältig erziehen. —

Als Olaf 18 Jahre alt war, begann er, um dem Neide der Höflinge auszuweichen, im Jahre 974 das Leben eines Seekönigs, während Jarl Hakon das Land seiner Väter inne hatte und sogar nach der Krone trachtete. Auf seinen Seezügen wurde er mit dem Christenthume näher bekannt. Als er in Verbindung mit dem Dänen Sven (994) das südliche England plünderte und daselbst, nachdem er sich mit König Ethelred nach erhaltenem Danageld im Frieden verglichen, längere Zeit verweilte, empfing er vom Bischof Elfegus von Winchester die heil. Taufe und versprach dem König, der ihn zum Sohne annahm, das Land nie wieder als Feind zu betreten und hielt Wort. Olaf segelte von da nach Hause und kam gerade zur rechten Zeit, um Hakons harte Herrschaft zu stürzen und seinen Platz als König einzunehmen. — Als Hauptaufgabe seiner Herrschaft betrachtete er die Einführung des Christenthums. Er brach die Götzentempel, baute christliche Kirchen und suchte theils durch Güte, theils durch Gewalt die Gemüther für Christus zu gewinnen. Doch wurzelte die odinische Religion zu tief in den Herzen des Volkes, als daß das Christenthum feste Wurzeln schlagen konnte. Die eigentliche Begründung und Befestigung desselben ward seinem Nachfolger im Königthum, Olaf II., dem Heiligen, vorbehalten.

Olaf, Tryggve's Sohn, fand sein Ende um das Jahr 1000 in einer großen Seeschlacht, welche sich im Oeresunde oder an der Wendenküste begab. Den Tapferen fällte ein Verein der beiden andern Könige des Nordens, des Olaf von Schweden und des Dänen Svein Gabelbart, dessen Seele Erich war, Hakons, des Jarlen Sohn, der also für den Tod seines Vaters Rache nahm. Als Alles verloren war, stürzte sich Tryggve's Sohn mit dem Reste seiner Schiffsmannschaft in die Wellen. Ob er in den Wogen

seinen Tod gefunden oder ob er sich durch Schwimmen unter dem Wasser gerettet und noch viele Jahre gelebt habe, wird wohl für immer zweifelhaft bleiben; die Norweger glaubten das letztere. Ihrer Ansicht zufolge entkam er nach der Insel Rügen und pilgerte von dort nach Rom und Jerusalem; in Syrien soll er in ein Kloster getreten sein und als Abt desselben noch im Jahre **1047** gelebt haben. Doch Norwegens Geschichtschreiber Snorre Sturleson widerspricht dieser tröstlichen Meinung.

59) Christiania, Norwegens Hauptstadt, von den Normännern im vorzüglichen Sinne By, d. i. Stadt, genannt, erbaute um das Jahr **1630** Christian IV. von Dänemark an der Stelle des alten Oslo oder Opslo. Die Könige von Dänemark geboten nämlich mit weniger Unterbrechung seit der berühmten Kalmarer Union (**1397**) bis zum Kieler Frieden (**1814**), wo es an Schweden abgetreten wurde, über das norwegische Land.

Vor Erbauung Christiania's war Oslo die Hauptstadt Norwegens, ward aber **1624** ein Raub der Flammen. Oslo gründete im Jahre **1060** als Warte gegen Dänemark Harald Haarderaade (der Harte), Halbbruder Olaf des Heiligen und Urenkel Haarfagars.

60) Der Lemming oder die norwegische Bergmaus ist ein sehr merkwürdiges Thier. Es ist etwas kleiner als der Hamster, hat roth und schwarzgefleckte Haare, frißt Gras und Moos und wohnt nur in den norwegischen und lappländischen Gebirgen, in aufgeworfenen Höhlen, wie Maulwürfe.

Diese sonderbare Ratte oder Maus vermehrt sich zuweilen so stark, daß sie aus Mangel an Platz oft zu hunderttausenden auswandern muß.

Auf ihrer Wanderung verheert sie dann Felder, Wiesen und Gärten und ist somit eine wahre Landplage für Schweden und Norwegen.

61) Die Stammkette der Gebirgsmasse von Norwegen zieht sich wie ein Rückgrat durch die ganze skandinavische Halbinsel von Nordost nach Südwest; die nach beiden Seiten ausgehenden Rippen erfüllen Norwegen und einen Theil von Schweden. Man unterscheidet drei Haupttheile dieses Rückgrates, der nördlichste heißt Kjölen, der mittlere Dowre, der südliche Langfielde, d. i. lange Berge. Hier im Süden nimmt das Gebirge an Höhe und Mächtigkeit zu, so daß die Langfielde die höchsten Punkte haben. Der nördliche Theil des Kjölen bildet eine Hochebene, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, welche die norwegische Finnmark ausmacht. Dowre heißen die mittleren Gebirgsmassen, welche die Grenze zwischen den Stiftern Drontheim und Agershus (Christiania) bilden und Norwegen gleichsam in zwei Hälften theilen. Das Klima ist da, wo Dowre und Kjölen sich vereinigen, sehr rauh, es ist das einer der höchsten Punkte Skandinaviens, daher er auch Flüsse nach allen Richtungen aussendet; auch die tiefsten Thäler liegen hier mehr als 2000 Fuß über dem Meeresspiegel. Mitten über den Rücken des Dowre läuft der Postweg zwischen Drontheim und Christiania, welchen der vorige König Karl XIV. Johann (Bernadotte), so steil er ansteigt, mehrmals mit seinem schweren Wagen, den zwölf Pferde fuhren, befahren hat. Der höchste Gipfel des Dowre ist der Schneehättan.

62) Die Dalekarlier sind ein einfaches Bergvölkchen im nordwestlichen Schweden, mit deren Hülfe Gustav Wasa sein Vaterland von den Dänen befreite. Sie nennen ihr Land Dalarne d. i. die Thäler, weil es fast ganz aus Bergen besteht, sich selbst aber Dalkarlar (Dalekarlier) d. i. die Männer des Thals. Da das Land zu arm und zu bevölkert ist, um, auch bei der größten Sparsamkeit, die den Dalekarliern eigen ist, alle Einwohner zu ernähren, wandern seit alter Zeit Tausende von Männern und Weibern in die

Provinzen des mittleren Schwedens, insbesondere nach Stockholm, aus, Arbeit zu suchen; theils arbeiten sie auf Tagelohn vorzugsweise bei großen und schweren Arbeiten, theils verkaufen sie allerlei Produkte dalekarlischer Industrie. Alle wandernden Dalekarlier kehren in der Regel eben so rein und sittlich in ihr Vaterland zurück, wie sie dasselbe verlassen.

63) Karoline Mathilde war die Schwester des Königs Georg III. von England und die Gemahlin des Königs Christian VII. von Dänemark. Verschiedene Hofränke besonders der Großmutter und der Stiefmutter des Königs trübten Anfangs das aufrichtige Einvernehmen zwischen ihr und ihrem kgl. Gemahl. Doch dem Leibarzt und Günstling des Königs, Joh. Friedrich Struensee, gelang es, zwischen den Ehegatten ein besseres Verhältniß herzustellen. Struensee mußte dadurch natürlich noch mehr in der königl. Gunst steigen und gelangte durch den Einfluß der Königin auf ihren schwachen Gemahl zu den höchsten Würden des Reichs. Der König ernannte ihn zum geheimen Cabinetsminister und übertrug ihm als solchem die Vollmacht, rechtsgültige Cabinetsbefehle ohne Unterschrift des Königs ausfertigen zu können. Solche Allgewalt mußte des Königs herrschsüchtige Stiefmutter Juliana und ihren Sohn Friedrich, die sich nun alles Einflusses auf die Regierung beraubt sahen, auf's Aeußerste erbittern. Diese boten daher Alles auf, den allmächtigen Minister zu stürzen und den Einfluß der Königin Karoline Mathilde zu vernichten. Juliana wußte einige höhere Offiziere für ihre Absichten zu gewinnen. Sonach wurde in der Nacht zum 17. Januar 1772 der König in seinem Schlafgemach gewaltsam überfallen und gezwungen, mehrere Papiere zu unterzeichnen, wodurch alle Gewalt seiner Stiefmutter und seinem Stiefbruder übertragen wurde. Endlich wurde er noch dahin gebracht, ein Handbriefchen an seine Gemahlin zu schreiben, des Inhalts: „Weil sie seinen guten Rathschlägen nicht habe folgen

wollen, so liege die Schuld nicht an ihm, daß er sich verpflichtet fühle, sie in die Festung Kronenburg führen zu lassen." Außerdem mußte er mehrere Verhaftsbefehle gegen Struensee und seine vornehmsten Anhänger unterzeichnen. Hierauf drangen die Helfershelfer Julianens in das Schlafgemach der Königin, schleppten sie gewaltsam fort und brachten sie unter militärischer Bedeckung nach Kronenburg. Struensee wurde in schwere Ketten geschlagen und nach einigen Wochen öffentlich hingerichtet, ohne daß man ihn eines eigentlichen Verbrechens hätte überführen können. Die Königin wurde hinterlistig zu einem sie entehrenden Geständnisse gezwungen, um ihre Ehe mit dem König für aufgelöst erklären zu können. Weiter wagte man gegen sie nicht vorzuschreiten, weil England drohte, zum Schutze der brittischen Königstochter eine Flotte vor Kopenhagen erscheinen zu lassen. In Folge einer Uebereinkunft zwischen dem englischen und dänischen Hofe verließ sie Dänemark und bezog das Schloß Celle im Hannövrischen. Hier lebte sie, von den Bewohnern der Stadt und Umgegend als ein Engel in Menschengestalt verehrt, noch drei Jahre und starb dann, überwältigt von der Größe ihrer Leiden, am **10.** Mai **1775**, noch nicht **24** Jahre alt. (Meyerbeer's Struensee).

64) Bekanntlich wurden durch die Kalmarer Union die drei nordischen Königreiche unter einem Unionskönige vereinigt, der seine Residenz zu Kopenhagen hatte. Doch die Schweden, besonders der Adel, gehorchten mit Unwillen einem König, der nicht in Schweden residirte. Es brach daher bald ein Kampf aus, der am Ende die Auflösung der Kalmarer Union zur Folge hatte und Schweden wieder zu einem selbstständigen Königreich machte. Dieser Kampf wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Nach dem Tode Sten Sture's, der an der Spitze der schwedischen Sache stand, schien zwar eine dauernde Vereinigung zu Stande zu kommen, doch die Grausamkeit des

dänischen Unionskönigs Christian II. verhinderte das Werk. Schon hatte sich der schwedische Adel unter billigen Bedingungen unterworfen, und war Christian zur feierlichen Krönung nach Stockholm gekommeu, wobei fast der gesammte schwedische Adel sich einfand, um dem König zu huldigen, da flammte in Christian's wilder Brust plötzlich eine unersättliche Racheglut auf, an die Stelle der Gnade und Verzeihung trat eine nie gehörte Grausamkeit. Nach der feierlichen Krönung wurde nämlich drei Tage lang herrlich geschmauset, um den betrogenen, seiner Rache geweihten, Adel recht sicher zu machen. Am vierten Tage aber ließ er in aller Frühe die Thore Stockholms schließen, alle Straßen und Plätze mit starken Wachen besetzen und auf dem Markte Kanonen aufpflanzen. Durch einen Trompeter ward bekannt gemacht, daß sich bei Lebensstrafe Keiner unterstehen sollte, an diesem Tage aus seinem Hause zu gehen. Am Mittage wurden die dem Tode geweihten Opfer in einen Kreis geführt und zwei Bischöfe, nach ihnen viele Reichsräthe, Ritter, Rathsglieder und Bürger Stockholms, zusammen 94 Personen, fielen unter dem Beile des Henkers. Andere wurden gehängt, oder auf martervolle Weise umgebracht. Der Marktplatz wurde so mit Blut überschwemmt, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. An den beiden folgenden Tagen wurden die Hinrichtungen fortgesetzt. Drei Tage lang lagen die todten Körper auf dem Markte zur Schau und zwar die der Geistlichen, Adeligen und Bürger in besonderen Haufen. In Finnland ward ein ähnliches Blutbad angerichtet und Christian ließ sich öffentlich verlauten, er wolle alle schwedischen Männer noch so kirre machen, daß Keiner mehr einen Degen oder eine Armbrust solle tragen dürfen. Auf dem Wege, den er nach Dänemark zurückreiste, ward das Morden überall fortgesetzt. Zu Jönköping gab Christian eine furchtbare Probe seiner unmenschlichen Grausamkeit. Er ließ

dort einen gewissen Lindorm Ribbing enthaupten und nach ihm seine beiden Knaben, einen von acht, einen von fünf Jahren. Als der jüngere von dem Blute des älteren bespritzt wurde, sagte das unschuldige Kind zu dem Henker: „Lieber, beflecke meine Kleider nicht so, ich bekomme sonst Schelte von meiner Mutter." Der rohe Henkersknecht ward gerührt und warf das Schwert weg, aber der Tyrann blieb unbewegt; er ließ einen andern herbeirufen, welcher erst den Knaben und dann den mitleidigen Henker enthaupten mußte. Solche Grausamkeit entflammte die Herzen der Schweden zum äußersten Kampfe, und durch Gustav Wasa's Vaterlandsliebe und Einsicht, mit Thatkraft gepaart, ward Schweden frei. Christian fügte zu dem Fluche der Grausamkeit noch die Schmach, daß er den Glauben seiner Väter verließ und auch seine Unterthanen zwang, Luther's Lehre anzunehmen. Zum Lohne seiner Thaten verlor er dann zuletzt noch seinen väterlichen Thron.

65) Anschar oder Anskar wird gewöhnlich der Apostel des Nordens genannt, weil er den Grund legte zur vollständigen und dauernden Christianisirung der nordischen Reiche.

Der heilige Anskar wurde zu Anfang des neunten Jahrhunderts, man weiß nicht wo, von fränkischen Eltern geboren. Im sechsten Jahre verlor der Knabe seine Mutter, und sein Vater schickte ihn in die Klosterschule zu Altcorbie. Im 13ten Lebensjahre legte Anskar das Gelübde auf Benedikts Regel ab. Als die Kolonie Neucorvey gegründet ward, zog auch er mit vielen Andern nach Sachsen hinüber und erhielt dort die doppelte Stelle eines Lehrers und Predigers. Wie den glorreichen Apostel der deutschen Bonifazius, so zeichnete auch Anskar ein brennender Glaubenseifer, Tüchtigkeit und Pflichtgefühl aus. Anskar hatte in der Jugend Gesichte, die ihm seinen künftigen Beruf, Sendbote des Evangeliums zu werden, offenbarten. Einst ward sein Geist in die obere Welt ent-

rückt: zwei Führer, in denen er die hl. Apostel Petrus und Johannes zu erkennen glaubte, schwebten heran zu seiner von Leibesbanden gelösten Seele. Sie geleiteten ihn erst in die Behausungen des Schreckens, die Hölle und das Fegfeuer, dann drang er zu dem Urquell des Lichtes empor, aus dem die Heiligen schöpfen. Nach der Aussage seines Biographen Rimbert beschrieb Anskar das, was er dort geschaut, auf folgende Weise: „Alle Seligen, welche in Schaaren herumstanden, sogen Freude aus selbiger Quelle. Es war ein so unermeßliches Licht, daß ich weder den Anfang noch das Ende sehen konnte, und obgleich mein Blick in die Nähe und Ferne nicht gehindert war, vermochte ich doch nicht zu erschauen, was innerhalb des Lichtes sich bewegte, sondern nur die Oberfläche sah ich, doch glaubte ich, daß der da sei, von welchem Petrus sagt, daß die Engel sich nach seinem Anblicke sehnen. Unsägliche, Alles erleuchtende Klarheit ging von ihm aus, er war in Allen und Alle waren in ihm, er umgab Alle von außen, er beseligte Alle innerlich, er beschützte sie von oben, hielt sie fest von unten. Sonne und Mond leuchteten daselbst nicht, Himmel und Erde erschienen nicht, doch war der Glanz von der Art, daß er die Augen der Schauenden nicht blendete, sondern sie erquickte und die Seelen befriedigte. Aus der Mitte des Lichtes ertönte eine wonnevolle Stimme, welche zu mir sprach: Gehe hin und kehre mit der Märtyrerkrone geschmückt zu uns zurück."

Da kam um das Jahr 829 eine schwedische Gesandtschaft nach Francien, welche die Nachricht brachte, daß in ihrem Lande mehrere Christen lebten und daß der König Bjorn gerne sehen würde, wenn Glaubensprediger kämen. Auf Anrathen des Abtes Wala von Altcorbie beschloß nun Kaiser Ludwig der Fromme, den Mönch Anskar nach Schweden zu senden. Anskar machte sich alsbald auf die Reise und gelangte unter großen Beschwerden 830 nach Birka am Mä-

larsee, dem Königssitze, wo er freundlich aufgenommen wurde. Bjorn ertheilte ihm die Erlaubniß, frei das Evangelium zu verkündigen. Nach anderthalbjähriger Wirksamkeit kehrte Anskar mit Briefen des Königs Bjorn an den Kaiser Ludwig in die Heimath zurück.

Kaiser Ludwig faßte nun den Entschluß, zur vollständigen Bekehrung des Nordens an der Elbemündung einen Erzstuhl zu errichten. So entstand denn das Erzstift Hamburg, und Anskar ward als der erste auf den neuen erzbischöflichen Stuhl erhoben. Von Hamburg aus sandte nun Anskarius die eifrigsten Glaubensboten nach dem skandinavischen Norden, denen er sich selbst öfters beigesellte, und es gelang ihm endlich, Skandinavien dauernd für das Christenthum zu gewinnen.

Nach einem Leben des segenvollsten Wirkens starb endlich Anskarius im 64. Jahre seines Alters. Dieser vom Geiste des Evangeliums durchdrungene Priester war unerbittlich streng gegen sich selbst. Tag und Nacht trug er ein härenes Gewand auf dem bloßen Leibe und genoß nur so viel Nahrung, als die nothwendige Fristung des Lebens erforderte. Die höchste Verehrung seiner Zeitgenossen folgte ihm deshalb ins Grab, und mit Recht ward er der Apostel des Nordens genannt.

**66)** Karl **XII.** ist durch seine Urgroßmutter Katharina, Schwester Gustav Adolf's, ein Sprößling des Hauses Wasa und durch seinen Urgroßvater, den Pfalzgrafen Johann Casimir von Zweibrücken, ein Sprößling des Hauses Wittelsbach. — Von Gustav **I.** Wasa, dem Gründer des kgl. Hauses Wasa, stammt er in folgender Ordnung ab: Gustav **I.** Wasa — Karl **IX.** — Katharina (vermählt mit Johaun Casimir) — Karl **X.** Gustav (verm. mit Hedwig von Holstein) — Karl **XI.** (verm. mit Ulrike Eleonore von Dänemark) — **Karl XII.** — Von den Königen Schwedens aus dem Hause Wasa ist Karl der zehnte König in folgender Reihenfolge:

1) Gustav I. Wasa, führt die lutherische Reformation ein (1522—1560).
2) Erich XIV., Gustav's ältester Sohn (1560—1568).
3) Johann III., Gustav's zweiter Sohn, katholisch, (1568—1592).
4) Sigmund, Johann's Sohn, katholisch, zugleich König von Polen (1592—1604).
5) Karl IX., Gustav's jüngster Sohn (1604—1611).
6) Gustav II. Adolf (1611—1632).
7) Christine, katholisch (1632—1654).
8) Karl X. Gustav (1654—1660).
9) Karl XI. (1660—1697).
10) Karl XII. (1697—1718).

67) Gustav Adolf's, Enkel Gustav's Wasa und Urgroßonkel Karl's XII., weltgeschichtliche Thaten bedürfen hier wohl keiner speziellen Erwähnung. Wir wollen bei dieser Gelegenheit nur auf die ausgezeichnete Biographie Gustav Adolf's aufmerksam machen, welche in neuester Zeit A. Fr. Gfrörer, Professor der Geschichte an der Universität zu Freiburg im Breisgau, verfaßt hat.

68) Gustav III. war in der That der fünfte von den Nachfolgern Karl's XI. auf dem Throne Schwedens und zwar nach folgender Ordnung: Karl XI. — 1) Karl XII. — 2) Ulrike Eleonore, dessen Schwester (1718—1720). — 3) Friedrich, Prinz von Hessen, deren Gemahl (1720—1751). — 4) Adolf Friedrich, dessen Mutter, die Herzogin Albertine Friederike von Holstein Gottorp, eine Enkelin von Karl des Zehnten Schwester, Christine Magdalene, war, (1751—1771) — 5) Gustav III., des vorigen Sohn (1771—1792). Gustav's III. Sohn, Gustav IV., Anfangs unter der Vormundschaft seines Onkels Karl, Herzog von Südermanland, regierte bis zum Jahre 1809, wo er der schwedischen Krone verlustig erklärt und sein Onkel als Karl XIII. (1809—1818) auf den Thron erhoben wurde. Mit Karl erfüllte sich das über das Haus Wasa ausgesprochene Wehe, er war der letzte

König Schwedens aus dem Hause Wasa. — Der französische Marschall Bernadotte, der Sohn eines Rechtsgelehrten, bestieg 1818 als Karl XIV. den schwedischen Thron.

In Bezug auf die Ermordung Gustav III. bemerken wir Folgendes: Das Verbrechen ward auf einem Maskenballe vollzogen. Gustav war vorher durch den Brief eines Mitverschwornen gewarnt worden, hatte aber die Warnung verachtet. Der Brief enthielt die Worte: „Ich hasse Sie, Sire, aber ich verabscheue den Meuchelmord.“ In dem Augenblicke, wo der König, seine Loge verlassend, den Saal betrat, ward er von einer großen Anzahl Masken umringt und im Rücken von einem tödtlichen Schusse getroffen. Er starb 11 Tage nachher am 29. März 1792, im 47. Jahre seines Alters. Nach Gustav's Tode übernahm dessen Bruder Karl, Herzog von Südermanland, die Regentschaft für den minderjährigen Gustav IV. Gustav's III. Mörder, Jakob von Ankerström, wurde nach kurzem Prozesse zum Tode der Enthauptung mit vorgängiger Ruthenstreichung verurtheilt. —

Druck von J. F. Rietsch in Landshut.



Druck von J. F. Rietsch in Landshut.



Druck von J. F. Rietsch in Landshut.



Druck von J. F. Rietsch in Landshut.